Starkhand.

Dritter Theil.

Starkhand.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen

von

K. Th. Zianitzka.

Verfasserin von „Der Roman eines Dichterlebens (Göthe.)“

Dritter Theil.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

I.

Die Heimkehr.

Aus welchem Grunde Marianno, der die Hütte fast eben sobald als Donna Marianna verlassen hatte und ihrer Spur gefolgt war, so spät an den Platz kam, das wollen wir dem Leser in einigen Worten erklären.

In der Gewißheit, daß seine Milchschwester den einzuschlagenden Weg vollkommen kenne, der hinreichend ausgetreten und leicht wiederzufinden war, hatte der junge Mann nicht an die Möglichkeit einer Verirrung in der Richtung gedacht, und ohne nach den Hufspuren des Pferdes zu sehen, und in dem Glauben, daß Donna Marianna vor ihm sei, ritt er den geraden Weg durch den Wald und erreichte die Ebene, ohne jedoch Die vor sich zu sehen, der er zu folgen glaubte.

Als er jetzt mitten in das Ackerland kam, sah er

aufmerksam vor sich in die Ferne, und war erstaunt, daß das junge Mädchen in so kurzer Zeit ihm einen so großen Vorsprung abgewonnen haben sollte.

Aber wie er auch in die Weite schauen mochte, er erblickte sie nicht.

Marianno fing an besorgt zu werden. Da aber in einer großen Entfernung vor ihm sich ein Forst ausdehnte, dessen dichtbelaubte Bäume die Gesuchte in ihrem Schatten verbergen konnten, so beruhigte er sich wieder und fuhr fort, vorwärts zu reiten, indem er jedoch sein bereits sehr schnell laufendes Pferd zu noch größerer Eile anspornte.

Er bedurfte eine ziemlich lange Zeit, um den Forst zu durchreiten; als er endlich an den Saum desselben kam, gelangte er aufs Neue in die Ebene; die Sonne war seit etwa einer halben Stunde untergegangen und die Finsterniß begann sich auf die Erde herabzusenken; die Dunkelheit war bereits so dicht, daß es ihm trotz aller seiner Anstrengung unmöglich war, auf eine kurze Strecke etwas zu erkennen.

Der Tigerjäger hielt sein Pferd an, stieg ab, legte sein Ohr auf den Boden und lauschte. Nach Verlauf eines Augenblicks hörte er, oder glaubte er in der Ferne ein Geräusch zu hören, das dem Galopp eines Pferdes glich; alsobald verschwand seine Besorgniß, und überzeugt, daß das junge Mädchen vor ihm sei, schwang er sich wieder in den Sattel und ritt weiter.

Er war nur noch ungefähr zwei Stunden von

der Hacienda del Toro entfernt; und erreichte endlich den Fuß des Felsens, auf dem sie erbaut war; dort angekommen, hielt er an, sich innerlich fragend, ob er bis zu der Hacienda hinaufsteigen, oder ob er seine Aufgabe als erfüllt betrachten und wieder umkehren sollte.

Während er noch mit sich zu Rathe ging, ohne zu wissen, zu was er sich entschließen sollte, sah er einen schwarzen Schatten über den Fußpfad dahingleiten, und bald unterschied er einen Reiter, der ihm gerade entgegen kam.

„Guten Abend, Caballero," sagte er, als dieser sich mit ihm kreuzte.

„Wünsche desgleichen," antwortete der Reiter höflich.

Und er eilte vorüber. Aber sich eines Andern besinnend, kehrte er plötzlich wieder um.

Bei dem Geräusch, das er machte, wendete sich der Tigerjäger herum.

„Schau! Ich habe mich wirklich nicht geirrt," rief der Reiter im Herankommen. „Wie geht es, Marianno?"

„Sehr gut, Ihnen zu dienen," antwortete der Tigerjäger, als er den Mayordomo erkannte. „Und wie geht es Ihnen, Don Paredes?"

„Auch gut, ich danke. Geht Ihr zum Toro hinauf, oder kehrt Ihr in Eure Hütte zurück?"

„Warum das?"

„Weil ich im ersten Falle Euch guten Abend wünschen, im andern aber mit Euch reiten werde."

„Sie wollen in die Hütte?"

„Ja, der Herr Marquez schickt mich hin."

„Sagen Sie, Don Paredes, wäre es unbescheiden von meiner Seite, wenn ich Sie fragte, was Sie so spät in der Hütte zu thun haben?"

„Nicht im Mindesten, Gevatter; ich soll ganz einfach, auf Befehl meines Gebieters, Donna Marianna abholen, die heute länger als gewöhnlich, bei ihrer Amme bleibt. Ihr Vater ist besorgt wegen ihrer langen Abwesenheit, und hat mich gebeten, ihr entgegen zu gehen, im Falle sie unterwegs sein sollte, um sich nach Hause zu begeben; wenn nicht, so soll ich bis zur Hütte reiten."

Diese Entdeckung war ein Donnerschlag für den jungen Mann; er glaubte falsch verstanden zu haben.

„Wie!", rief er mit der größten Besorgniß, „ist Donna Marianna nicht auf der Hacienda?"

„Gewiß nicht, da ich im Begriffe bin, sie abzuholen."

„Aber, das ist ja nicht möglich!" rief er in der höchsten Aufregung.

„Warum nicht möglich?" fragte Paredes, der ebenfalls anfing, besorgt zu werden. „Was wollt Ihr sagen?"

„Ich will sagen, daß Donna Marianna schon länger als drei Stunden die Hütte verlassen hat; daß

ich, ohne daß sie es wußte, ihr nachgeritten bin, um sie zu begleiten, ohne daß sie es ahnte, und daß sie seit länger als einer halben Stunde auf der Hacienda angelangt sein muß."

„Seid Ihr dessen, was Ihr sagt, auch gewiß?"

„Caraï! Ich beschwöre es."

„Nun, dann mag Gott sich des armen Kindes erbarmen! Denn ich befürchte ein entsetzliches Unglück für sie."

„Aber vielleicht ist sie heimgekommen, ohne daß Sie sie gesehen haben."

„Nein, Vetter, das kann nicht sein. Doch kommt, wir wollen uns überzeugen."

Ohne Zeit mit einem längeren Wortwechsel zu verlieren, sprengten die beiden Männer den Fußpfad im Galopp hinan, und befanden sich nach einigen Minuten vor dem ersten Thore der Hacienda.

Niemand hatte Donna Marianna gesehen.

Es wurde sogleich Lärmen geschlagen. Don Hernando wollte selbst zu Pferde steigen, sich an die Spitze seiner Leute stellen und alle Gebüsche nach seiner Tochter durchsuchen; nur mit vieler Mühe brachte man ihn dahin, diesen Vorsatz aufzugeben.

Don Ruiz und der Mayordomo, von etwa zwanzig Taglöhnern begleitet, welche Fackeln von harzigem Holze trugen, eilten in verschiedenen Richtungen fort.

Marianno hatte seine Gedanken.

Als es wohl erwiesen war, daß Donna Marianna

nicht nach Hause gekommen sei, vermuthete er, was denn auch wahr war, daß sich das junge Mädchen im Walde verirrt habe. Es kam ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, daß sie von indianischen Streifern aufgegriffen sein könnte, denn er hatte auf seinem Wege keine Spuren von dem Durchzuge eines Reitertrupps gefunden, und Bigot, dessen Nase untrüglich war, hatte unterwegs nicht das geringste Zeichen von Besorgniß gegeben.

Donna Marianna mußte sich also in dem Walde verirrt haben. Der Tigerjäger ließ Don Ruiz, den Mayordomo und deren Gefolge an sich vorüber ziehen, und nur von seinem Hunde gefolgt, schlug er den Weg nach der Waldhütte wieder ein, obgleich ihn sein junger Gebieter und auch Don Paredes aufgefordert hatte, sie zu begleiten.

Als er in den Wald kam, hielt er einen Augenblick an, wie um sich nach der Weltgegend zu richten; dann, nachdem er den Ort, wo er sich befand, mit der größten Sorgfalt untersucht hatte, stieg er ab, hing den Zügel auf den Sattelknopf, hob die Steigbügel auf, die er über den Sattel legte und befestigte, damit sie nicht hin und her schlagen konnten, und seinem Thiere einen freundschaftlichen Schlag auf das Hintertheil gebend, sagte er:

„Gehe in die Hütte, Moreno, ich bedarf Deiner heute Nacht nicht mehr.“

Das Pferd wendete den feinen verständigen Kopf ... Herrn zu, stieß ein freudiges Gewieher aus,

und lief im Galopp in der Richtung hin, in welcher die Hütte lag.

Der Tigerjäger untersuchte sorgfältig sein Gewehr, das er mit frischem Zündkraut versah, und fing bei dem Schein einer Fackel an, den Erdboden zu inspiciren.

Ernsthaft auf den Hinterfüßen sitzend, folgte Bigot mit Theilnahme allen Bewegungen seines Herrn und war nicht wenig verwundert über Das, was er ihn thun sah.

Nach langem Nachforschen fand der Tigerjäger ohne Zweifel, was er suchte, denn er erhob sich mit befriedigter Miene und pfiff seinem Hunde.

„Rieche, mein Thier," sprach der Tigerjäger, „rieche an diesen Fußtapfen; es sind die Hufspuren des Pferdes Deiner Gebieterin Marianna; erkennst Du sie, Bigot?"

Das edle Thier that, was ihm sein Herr befahl, dann heftete er die glänzenden Augen auf ihn, die fast einen menschlichen Ausdruck hatten, wedelte mit dem Schweif und stieß ein Freudengeheul aus.

„Gut, Bigot, gut, mein braver Hund," hob der Tigerjäger, ihn liebkosend, wieder an, „jetzt laß uns dieser Spur folgen, vorwärts, mein Thier, vorwärts."

Der Hund zögerte einen Augenblick; dann schritt er, mit der Nase auf dem Boden, vorwärts; sein Herr, der die ihm jetzt unnöthig gewordene Fackel trug, folgte ihm Schritt vor Schritt.

Aber Alles, was wir erzählt haben, hatte eine be=

trächtliche Zeit erfordert, und der Tigerjäger würde zu spät gekommen sein, um das junge Mädchen zu retten, wenn Gott nicht den Jäger auf den Weg des armen Kindes geschickt hätte.

Der Hund war nicht einen Augenblick langsamer durch die zahllosen Verschlingungen des Wegs gegangen, den das junge Mädchen genommen hatte, und denen er mit dem wunderbaren Instincte seiner Race folgte, und so waren der Herr und das Thier, wie wir bereits erzählt haben, richtig an den Ort gekommen, wo sich das von uns geschilderte, entsetzliche Drama ereignet hatte.

„Als ich den Schuß Starkhand's fallen und unmittelbar darauf das Wuthgebrüll des Tigers hörte," sagte Marianno, als er seinen Bericht geschlossen hatte, „empfand ich die entsetzlichste Herzensangst, denn ich begriff, daß in diesem Augenblick ein fürchterliches Spiel gespielt wurde, und daß vielleicht das wilde Thier den Menschen besiegen würde. Nun, Tocaya, glauben Sie jetzt an die Jaguars?"

„O, schweige, Marianno," rief das junge Mädchen schaudernd, „ich bin fast wahnsinnig geworden vor Schrecken, als ich die Augen dieser entsetzlichen Thiere auf mich gerichtet sah. Ohne diesen braven, redlichen Jäger wäre ich verloren gewesen."

„Brav und redlich ist er in der That," sagte der Tigerjäger mit aufrichtiger Zuneigung; „Sie haben Recht, Senorita, Starkhand könnte eben so wohl das

gute Herz heißen, denn Niemand ist bereiter, als er, dem ersten Besten zu Hülfe zu kommen und jedem Unglück abzuhelfen."

Donna Marianna vernahm mit einer lebhaften Empfindung von Freude, die Lobsprüche, die dem Manne ertheilt wurden, der ihr das Leben gerettet hatte.

Dagegen gerieth Starkhand in große Verlegenheit und litt innerlich, weil man eine nach seiner Ansicht so einfache That, die er so gerne verrichtet hatte, so hoch erhob.

Um den Lobpreisungen des jungen Mannes ein Ende zu machen, rief er schnell: „Wir können nicht länger hier bleiben, Marianno, bedenkt, daß während wir hier ruhig um das Feuer lagern und nichtige Gespräche führen, der Vater und der Bruder der Senora sich in der tödtlichsten Angst befinden und das Feld durchstreifen, ohne Hoffnung sie aufzufinden. Wir müssen darauf denken, so schnell als möglich, von hier fortzukommen und die Hacienda zu erreichen."

„Caraï, mein Meister, Ihr habt Recht, wie immer; aber wie sollen wir es anfangen? Wir sind beide zu Fuß und können nicht daran denken, die Senorita einen so weiten Weg zurücklegen zu lassen."

„O, ich bin nicht verzagt," sagte sie lächelnd, „in Euerm Geleite, meine Freunde, fürchte ich Nichts, ich werde gehen."

„Nein, Senorita," sagte der Jäger mit sanftem Ton, aus dem jedoch sein fester Wille hervor klang;

„nein, Ihre Kräfte würden ihren Muth im Stiche lassen, denn in einer Nacht, die so dunkel ist, wie diese, in einem Walde, wie dieser, darf kaum ein an das Wüstenleben gewöhnter Mann hoffen, vorwärts zu kommen, ohne bei jedem Schritte niederzufallen. Ueberlassen Sie sich uns, denn wir wissen besser als Sie, was unter diesen Umständen zu thun ist."

„Nun denn, es sei," antwortete sie, „handelt, meine Freunde, wie Ihr es für gut findet. Ich habe mich heute schon zu übel befunden, weil ich den Rath meines Milchbruders nicht befolgte, um länger auf meinem Willen zu bestehen."

„Das heiße ich reden!" rief der Tigerjäger heiter. „Was fangen wir an, Starkhand?"

„Während Ihr den Jaguars die Felle abzieht, die Ihr ohne Zweifel nicht zurücklassen wollt ...."

„Aber diese Felle gehören ja Euch," unterbrach ihn der Tigerjäger, „ich habe kein Recht darauf, da Ihr die wilden Thiere erlegtet."

„Pah, pah!" erwiderte lachend Starkhand, „ich bin kein Tigerjäger, wenn nicht ein Mal aus Zufall; diese Felle gehören Euch, recht sehr Euch, darum nehmt sie."

„Da es so ist, so werde ich mich nicht länger weigern; da ich jedoch meiner Milchschwester versprochen habe, ihr diese Felle zu schenken, um sich Teppiche daraus zu machen, so bitte ich sie, sie annehmen zu wollen."

„Ich nehme sie an," antwortete sie, dabei einen Blick auf Starkhand werfend, der diesen mit Freude

erfüllte; „sie werden mich stets an die schreckliche Gefahr erinnern, die ich gelaufen, und an die Art, wie ich ihr entgangen bin.“

„Gut, es ist abgemacht,“ sagte der Jäger. „Ich will indessen mit meinem langen Messer einige Baumzweige abschneiden, aus denen wir eine Tragbahre flechten werden.“

„Caraï! Das ist ein Gedanke, auf den ich nicht gekommen wäre,“ rief Marianno lachend, „und doch ist dieser Gedanke so einfach. Also an die Arbeit.“

Die Trapper und die Jäger sind geschickte Leute und besonders schnell in der Ausführung; in wenig Augenblicken hatte Marianno den Jaguars die Häute abgezogen und Starkhand eine Tragbahre geflochten.

Die sorgfältig zusammengelegten Häute wurden auf den Rücken des Hundes gebunden, dem wenig daran gelegen schien, die ihm auferlegte Bürde zu tragen, der sich aber doch endlich ziemlich geduldig in sein Schicksal ergab.

Starkhand bedeckte die Tragbahre mit Laub und Gras, auf welche er das Pelzwerk legte, das dem von den Jaguars verschlungenen Pferde als Decke gedient hatte, dann ersuchte er das junge Mädchen, sich auf dieses weiche so schnell hergerichtete Lager niederzulegen, und es mit kräftigen Händen erhebend, schlugen die beiden Männer den Weg nach der Hacienda ein, geführt von dem Hunde, der fröhlich bellend vorausschritt.

Obgleich aus übergroßer Vorsicht die Jäger eine

Fackel von harzigem Holze angezündet und mitgenommen hatten, so war die Dunkelheit doch fast vollständig und die Bäume standen so nahe an einander, daß sie nur mit der größten Schwierigkeit in diesem verwickelten Labyrinth vorwärts kommen konnten, beständig Umwege machen mußten, und oft genöthigt waren, bis an den Gürtel im Wasser zu waten, dabei betäubt durch das mißstimmende Geschrei der durch den Schein ihrer Fackel aus dem Schlafe erweckten Vögel; sie sahen unter rauhem Schreckensgebrülle allerlei wildes Gethier vor sich fliehen, deren Augen in der Finsterniß drohend funkelten. Jetzt erst begriff Donna Marianna recht, welch' ungeheurer Gefahr sie entgangen, und wie gewiß ihr Verderben in dieser schrecklichen Einöde gewesen, wenn ihr nicht der Jäger mit einer so edeln Aufopferungsfähigkeit zu Hülfe gekommen wäre; und wider Willen fühlte sie sich bei der Erinnerung an das Geschehene, das nun doch vorüber war, von einem krampfhaften Zittern ergriffen, das ihren ganzen Körper durchbebte, und war auf dem Punkte ohnmächtig zu werden.

Starkhand, der zu errathen schien, was in der Seele des jungen Mädchens vorging, richtete oft das Wort an sie, um den Lauf ihrer Gedanken zu ändern, indem er sie zwang, ihm Antwort zu geben.

Sie waren schon eine lange Zeit gegangen, aber der Wald schien noch immer eben so wild zu sein.

„Glauben Sie, daß wir auf dem rechten Wege sind?“ fragte Donna Marianna.

„Wenn nun auch, Senora, was strenge genommen möglich sein könnte, Marianno und ich fähig wären, uns im Wege zu irren, so haben wir hier an dem Hunde einen zuverlässigen Führer, der, das dürfen Sie mir glauben, uns nicht irre führen wird.“

„In zehn Minuten, Senorita,“ sagte der Tigerjäger; „werden wir auf den Weg kommen, der von der Hacienda nach der Waldhütte führt.“

Plötzlich blieben die beiden Männer stehen.

„Hört!“ riefen sie.

Das junge Mädchen hielt lauschend das Ohr hin.

Fast alsobald hörte sie Schreie, die sich in mehrern Richtungen hin zu antworten schienen.

„Vorwärts! Vorwärts!“ sprach Starkhand, „wir dürfen Ihre Verwandten und Freunde nicht länger in der Ungewißheit lassen.“

„O Dank!“ erwiderte sie.

Sie schritten weiter.

Wirklich kam man denn auch nach kaum zehn Minuten, wie es der Tigerjäger gesagt hatte, auf den nach der Hacienda führenden Weg.

„Was beginnen wir nun?“ fragte Marianno.

„Ich denke, wenn Niemand einen bessern Rath zu geben vermag,“ sagte Starkhand, „daß wir unsere Gegenwart durch einen Zuruf kundgeben, und dann auf Jene zuschreiten müssen, die uns Antwort geben werden. Was sagen Sie dazu, Senorita?“

„Ja,“ erwiderte sie, „ich denke, daß wir so handeln

müssen, sonst laufen wir Gefahr, in die Hacienda zu gelangen, ohne Einem von Denen zu begegnen, die ausgesendet wurden, um mich aufzusuchen, und die dann Wald und Busch vergebens bis zum Tage durchsuchen würden — das wäre Undankbarkeit von meiner Seite."

„Sie haben Recht, Schwesterchen, denn alle diese braven Leute haben Sie lieb, und Ihr Bruder und Don Paredes sind auch unter den Suchenden."

„Also um so mehr Grund, ihnen unsere Rückkehr anzuzeigen," sagte das junge Mädchen.

Nachdem sich die beiden Jäger einen Augenblick berathen hatten, stießen sie gleichzeitig jenen langen, ruckweisen Schrei aus, der sowohl in der Wüste, wie im Gebirge, als Versammlungszeichen dient und in großen Entfernungen gehört wird.

Fast alsobald schien der ganze Wald lebendig zu werden; ähnliche Schreie ertönten von allen Seiten, und die Jäger bemerkten rothe Scheine, die mit unglaublicher Schnelligkeit zwischen den Bäumen hin- und alle nach der Gegend zusammenliefen, wo sie sich befanden, als ob sie nach einem Mittelpunkte hinstrahlten.

Ueberzeugt, daß sie gehört worden waren, stießen die Jäger nochmals ihren Zusammenberufungsschrei aus.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten; bald ließ sich der Galopp der Pferde unterscheiden, dann tauchten fackeltragende Reiter auf allen Punkten des Waldes auf, die in der größten Eile herbeijagten und fröhlich die rothe Flamme ihrer Fackel schwingend, in der dunkeln

Nacht den gespenstigen Gefährten des wilden Jägers glichen, der eine so große Rolle in den alten deutschen Legenden spielt.

Nach Verlauf einiger Minuten waren alle Tagelöhner um die Bahre versammelt, auf welcher das junge Mädchen lag; Don Ruiz und der Mayordomo zögerten denn auch ihrerseits nicht herbeizukommen.

Wir werden die Freude des Bruders und der Schwester bei diesem Wiedersehen nicht beschreiben.

„Bruder!" sagte Donna Marianna zu Don Ruiz, „daß Du mich lebend wieder siehst, haben wir nur dem Manne zu verdanken, der uns bereits Beide aus den Händen der Indianer rettete. Ohne ihn wäre ich verloren gewesen."

„Das kann man in der That sagen, ohne einen Irrthum befürchten zu müssen," bestätigte Marianno.

„Wo ist er?" fragte Don Ruiz, „wo ist er, damit ich ihm meinen Dank aussprechen kann?"

Aber man suchte ihn vergebens. Während des ersten Augenblicks des Freudentumultes, hatte sich Starkhand an der Bahre durch einen Taglöhner ersetzen lassen, war unbemerkt in das Gebüsch geglitten und verschwunden, ohne daß einer der Anwesenden die Richtung hätte angeben können, die er genommen hatte.

„Warum diese Flucht?" flüsterte Donna Marianna mit einem erstickten Seufzer; „fürchtet dieser sonderbare Mensch etwa, daß unsere Dankbarkeit allzu lebhaft sein würde?"

Und sie ließ das sinnende Haupt auf die Brust sinken.

II.

Ein Zufall.

Obgleich er es nicht zeigte, so fühlte sich Don Ruiz doch innerlich verletzt durch das Bestreben, ihn zu vermeiden und sich seinem Danke zu entziehen, welches der Jäger an den Tag legte. Diese anscheinende Menschenscheu bei einem Manne, gegen den er so große Verpflichtungen hatte, schien ihm entweder eine geheime Feindschaft, oder böse Absichten zu verbergen, deren zukünftige Ausführungen er fürchtete, ohne daß er jedoch in seinem Geiste einen vernünftigen Grund dafür finden konnte — um so mehr, da er bei zwei entschiedenen Gelegenheiten nicht gezögert hatte, wie groß auch die Gefahr für ihn selber war, zu seinem und seiner Schwester Beistand herbeizueilen.

Diese Gedanken, die in Menge in dem Geiste des Don Ruiz auftauchten, versenkten ihn einige Minuten lang in große Verwirrung; als aber die Taglöhner

die er ihm nachgeschickt hatte, nacheinander zurückkamen, ohne weder ihn, noch eine Spur von ihm gefunden zu haben, schüttelte er mehrmals den Kopf, runzelte die Stirn und gab dann Befehl zum Aufbruch.

Die Rückkehr Donna Marianna's in die Hacienda war ein wahrer Triumphzug.

Ueberglücklich, daß sie ihre junge Herrin, zu der sie Alle eine so große Zuneigung hatten, gesund und heil wiedergefunden, trugen die Tagelöhner und Schloßdiener sie lachend und singend weiter, nicht wissend, wie sie ihr ihre Freude bezeigen sollten, und doch von dem Wunsche beseelt, ihr Vergnügen über ihre Rettung zu erkennen zu geben.

Trotz der Ermüdung, die sie empfand, und der Nervenabspannung, in die sie in Folge der gehabten furchtbaren Empfindungen verfallen war, machte das junge Mädchen, gerührt durch die ihr gegebenen Zuneigungsbeweise, die größten Anstrengungen um in ihre Freude mit einzustimmen und ihnen zu zeigen, wie tief gerührt sie davon war. Aber obgleich sie ihr reizendes Lächeln, ihre süßesten Worte an sie richtete, so hätte sie doch nicht lange diesen Zwang zu ertragen vermocht, auch war sie völlig erschöpft, als der kleine Haufen endlich die Hacienda del Toro erreichte.

Von der lebhaftesten Besorgniß gequält, war der Marquez den Ankommenden bis an das äußerste Thor entgegen gegangen, und vielleicht würde er noch weiter gegangen sein, wenn nicht Don Ruiz die Vorsicht ge=

braucht hätte, sobald seine Schwester aufgefunden war, seinem Vater einen Boten zu schicken, der den Auftrag hatte, ihn zu beruhigen und ihm den glücklichen Ausgang ihrer Nachforschungen anzukündigen.

In dem ersten Augenblicke vergaß Don Hernando seine stets zur Schau getragene aristokratische Würde gänzlich, um nur an das Glück zu denken, das Kind, das er bereits verloren gegeben hatte, wieder an sein Herz drücken zu können. Sogar Don Rufino Contreras nahm, von dem Beispiele angesteckt, Theil an der allgemeinen Freude, und trocknete eine sympathetische Thräne ab, oder stellte sich wenigstens, als ob er es thue, und heftete auf das junge Mädchen seine dicken, grauen Augen, denen er vergebens einen Ausdruck von Rührung zu verleihen suchte, zu dem sie gar nicht geeignet waren.

Das junge Mädchen warf sich, in Thränen zerfließend, in die Arme ihres Vaters; und ihrer Bewegung erliegend, ward sie endlich ohnmächtig, ein Ereigniß, das, indem es die Besorgniß der Anwesenden wieder erregte, allen weitern Kundgebungen ein schnelles Ende machte.

Donna Marianna ward in ihr Zimmer getragen und die Tagelöhner wurden verabschiedet, nachdem sie der Mayordomo auf Befehl des Marquez reichlich mit doppelten Realen beschenkt und Wein und Speisen unter sie ausgetheilt hatte, welches die Freude dieser braven Leute auf den höchsten Gipfel trieb.

Trotz des Anerbietens des Don Paredes, der den Tigerjäger aufforderte, die Nacht in der Hacienda zuzubringen, wollte er nicht darauf eingehen und, nachdem er dem Hunde die Tigerhäute abgenommen, worüber das würdige Thier sehr froh zu sein schien, schlugen der Herr und der Hund sehr vergnügt den Weg nach der Waldhütte ein.

Es mochte zwei Uhr des Morgens sein. Die Nacht war prachtvoll und Marianno mit dem Gewehr im Arme, von seinem Hunde gefolgt, schritt, ein munteres Liedchen pfeifend, tüchtig aus, als in dem Augenblicke, da er unter das dichte Laubdach des Waldes treten wollte, zwei Schritte von ihm Starkhand aus einem Gebüsche hervor trat.

„Ei, zum Henker! Wo seid Ihr denn vorhin so schnell hingekommen?“ rief ihn Marianno an; „es war ja unmöglich, Euch wieder aufzuspüren. Welch' ein närrischer Gedanke ist Euch denn durch das Gehirn gefahren?“

Der Jäger zuckte die Achseln.

„Ei,“ gab er zur Antwort, „findet Ihr es denn so angenehm, von allen diesen halb simpelhaften Tagelöhnern angestaunt zu werden wegen einer so einfachen Handlung, wie die, so ich gethan habe?“

„Hm, die Ansichten sind verschieden, Gevatter, ich werde mit Euch nicht darüber streiten; ich jedoch würde mich nicht so davon gemacht haben.“

„Wer weiß? Ihr seid bescheidener, als Ih

scheinen wollt, Bruder, und ich bin überzeugt, daß in einem ähnlichen Falle Ihr wie ich gehandelt haben würdet."

„Das ist möglich, obgleich ich es nicht glaube; ich danke Euch jedoch," setzte er lachend hinzu, „für die Entdeckung einer Eigenschaft, die ich gar nicht bei mir vermuthet hätte. Aber, wo zum Teufel geht Ihr zu dieser Stunde hin?"

„Ich suchte Euch."

„Dann steht ja Alles auf das Beste, da ihr mich getroffen habt; was wünscht Ihr?"

„Ich möchte Eure Gastfreundschaft auf einige Tage in Anspruch nehmen."

„Die soll Euch nicht fehlen. Die Hütte ist zwar klein, doch ist sie groß genug, um einen Gast aufzunehmen, besonders, wenn Ihr dieser Gast seid. Ihr könnt bei uns bleiben, so lange es Euch beliebt."

„Ich danke Euch, Gevatter; ich werde Eure Gefälligkeit nicht mißbrauchen, da ich mich nur einige Tage in der Gegend aufzuhalten gedenke; da aber die Nächte kühl sind, so gestehe ich, daß ich sie lieber unter einem Obdach, als unter dem gestirnten Himmel zubringe."

„Nach Eurem Gefallen, Starkhand; die Thüre unserer armen Hütte steht Euch zum Eingang, wie zum Ausgang offen. Ich brauche die Ursache Eures hiesigen Aufenthaltes nicht zu wissen, je länger aber Ihr bei

uns bleibet, je größere Freude und Ehre werdet Ihr uns erzeigen."

„Habe Dank, mein Bursche."

Alles war in diesen wenigen Worten gesagt.

Die beiden Männer setzten ihren Weg fort und gelangten bald in die Waldhütte, in die sie eintraten. Marianno führte den Jäger in seine Stube, Sie legten sich neben einander nieder und schliefen ein.

Einige Tage vergingen, während welcher der Jäger Donna Marianna einige Male sah, ohne sich ihr jedoch zu zeigen, obgleich es augenscheinlich für ihn war, daß das junge Mädchen recht gerne mit ihm zusammengetroffen wäre, und vielleicht wünschte sie es wirklich, ohne daß sie es sich selbst zu gestehen wagte.

Eines Tags, etwa eine Woche nach dem Vorfalle mit den Jaguars, lag der Jäger in einem Gebüsche, dessen dichtbelaubte Zweige ihn völlig verbargen, im Halbschlummer auf der Erde ausgestreckt, während der großen Mittagshitze ruhig seine Siesta haltend, als es ihm schien, als ob er nicht weit von dem Orte, wo er sich befand, das Geräusch von Schritten höre. Er schlug die Augen auf, stützte sich auf den Ellbogen und sah aufmerksam um sich; er unterdrückte einen Schrei der Ueberraschung, als er den Mann erkannte, der gerade vor dem Busche, hinter dem er lag, vom Pferde gestiegen war mit der Miene eines Mannes, der den Ort erreicht hatte, an den er sich begeben wollte.

Dieser Mann war der Räuber Kidd, mit dem der Leser bereits Bekanntschaft gemacht hat.

„Was hat dieser Strolch hier zu suchen?“ fragte sich der Jäger. „Er geht gewiß auf eine Schändlichkeit aus. Gesegnet sei der Zufall, der ihn in meine Nähe geführt. Dieser Dämon ist ein Individuum, das man nicht genug überwachen kann.“

Kidd hatte seinem Pferde das Gebiß abgenommen damit es in Freiheit weiden konnte; er selbst hatte sich auf einen Felsblock gesetzt, hatte eine Cigarrette von Maisstroh angezündet und mit der nachlässigen Befriedigung eines Mannes zu rauchen begonnen, dessen Gewissen vollkommen ruhig ist.

Starkhand zerbrach sich vergebens den Kopf, um den Grund der Anwesenheit des Räubers in diesen von dem gewöhnlichen Schauplatz seiner Missethaten so weit entfernten Gegenden zu errathen, als der Zufall, der ihn bereits begünstigt hatte, ihm die Lösung dieses Räthsels gab, welche er zu finden verzweifelte. Ein Geräusch von Schritten ließ ihn von Neuem den Kopf erheben, und er sah im kurzen Trab einen wohlbeleibten Reiter mit rothem Gesichte und reicher Kleidung daher kommen. Bei dem Abenteurer angelangt, erhob sich dieser, grüßte ehrerbietig und war dem Manne behülflich abzusteigen.

„Uf! Welch ein verwünschter Ritt,“ rief der dicke Mann mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Nun, Don Rufino,“ sagte der Andere hohnlächelnd,

„so beklagen Sie sich über sich selbst, denn Sie selbst haben sich diese Strapaze auferlegt, wie mich däucht. Der Teufel soll mir den Hals herumdrehen, wenn an ihrer Stelle, gleichviel aus welchem Grunde, ich mich zu dieser Tageszeit bemüht hätte, in der Ebene herumzustreifen."

„Jeder ist Richter in seiner eigenen Sache, Meister Kidd," antwortete trocken Don Rufino, indem er sich das schweißtriefende Gesicht mit einem feinen Batisttaschentuche abtrocknete.

„Das mag sein; aber wenn ich die Ehre hätte, mich Don Rufino Contreras zu nennen, millionenreich, und was mehr ist, Senator zu sein, so soll mich der Teufel holen, wenn ich mich in meiner Ruhe störte, um einem Abenteurer, wie Meister Kidd, nachzulaufen, welch' Vergnügen ich übrigens auch an der Unterhaltung mit diesem würdigen Caballero finden würde...."

Der Senator begann zu lachen.

„Aha, Spitzbube, Du hast etwas gerochen, nicht wahr?"

„Hm!" erwiderte der Bandit mit Unverschämtheit, „ich pflege mir Nichts weiß zu machen, und ich weiß gar wohl, daß, wie anziehend auch meine Unterhaltung sein mag, Sie sich nicht expreß herbemüht haben würden, um sie zu genießen."

„Das ist möglich, Schuft. Doch auf alle Fälle, höre mich an."

„Sie dutzen mich, dann wird die Sache theuer

werden. Reden Sie, ich verabscheue diese Art nicht, einen Gegenstand anzugreifen; sie verspricht mir ein gutes Geschäft."

Der Senator zuckte die Achseln mit schlecht verhehlter Verachtung.

„Genug der eiteln Worte," sagte er, „kommen wir zur Sache."

„Ich verlange nichts Anderes."

„Liebst Du das Geld?"

„Ich ziehe das Gold dem Silber vor."

„Gut. Würdest Du, um welches zu gewinnen, einen Menschen umbringen?"

„Wie sagen Sie?"

„Ich frage Dich, Schurke, ob Du im vorkommenden Falle einen Menschen für Geld tödten würdest?"

„Ich habe Sie vollkommen wohl verstanden!"

„Warum läßt Du mich alsdann meine Worte wiederholen?"

„Weil Ihr Zweifel mich verletzt."

„Wie so?"

„Nun, ich spreche doch deutlich, wie mir scheint. Einen Menschen umzubringen, ist Nichts, wenn man gut dafür bezahlt wird."

„Ich werde Dich gut bezahlen."

„Voraus?"

„Meinetwegen auch voraus."

„Wie viel geben Sie?"

„Ich sage Dir, daß der Mann, um den es sich handelt, ein armer Teufel ist.“

„Ja, ein armer Teufel, der Ihnen im Wege ist. Weiter!“

„Wie, weiter?“

„Ja, weiter. Wie hoch ist die Summe?“

„Sind tausend Piaster genug?“

„Es ist nicht zu viel.“

„Zum Henker, Du bist theuer!“

„Das ist möglich, aber ich liefere auch gute Arbeit; sagt also, wer ist der Mann, der Euch genirt?“

„Jose Paredes.“

„Der Mayordomo del Toro?“

„Derselbe.“

„Hm! Das ist ein Bursche, mit dem nicht leicht fertig zu werden ist, wie Sie wissen werden. Sie haben wohl einen argen Zahn auf ihn?“

„Ich?“

„Ja, Sie!“

„Ich kenne ihn gar nicht.“

Der Räuber warf einen erstaunten Blick auf den Mann.

„Sie kennen ihn nicht und kaufen mir seinen Tod für tausend Piaster ab? Gehen Sie doch.“

„Es ist, wie ich Dir sage.“

„Aber Sie müssen doch eine Ursache haben, caraï! Man tödtet einen Menschen nicht, wie man einem Huhn

den Hals umdreht; das weiß ich recht gut, obgleich ich ein Räuber bin."

„Du hast es vorhin selbst gesagt, er ist mir im Wege."

„Das ist ein anderes Ding," erwiderte der Abenteurer, der durch diesen entscheidenden Grund überzeugt zu sein schien.

„Höre mich aufmerksam an und grabe meine Worte in Dein Gedächtniß ein."

„Nur immer zu Senor, ich verliere kein Wort."

„In zwei bis drei Tagen wird der Mayordomo del Toro die Hacienda verlassen, um sich nach Hermosillo zu begeben; er wird Wechsel für eine beträchtliche Summe bei sich haben."

„Gut," rief der Bandit, sich fröhlich die Hände reibend, „ich werde ihn unterwegs abmurxen und mich der Papierchen bemächtigen."

„Nein, Du wirst ihn ruhig seinen Weg ziehen lassen, und erst wenn er das Geld erhoben hat, wirst Du ihn auf dem Heimwege umbringen."

„Richtig! Wo Teufel hatte ich denn nur den Kopf? So ist es ja viel besser."

Don Rufino sah ihn mit spöttischer Miene an.

„Du wirst mir die Summe überliefern, deren Träger dieser Mensch ist."

Der Räuber erhob sich ganz bestürzt.

„Ist die Summe bedeutend."

„So ein fünfzigtausend Piaster."

„Vive Dios! Ein solches Vermögen sollte ich aus den Händen geben, lieber wollte ich mich lebendig verbrennen lassen.“

„Du wirst es dennoch thun müssen.“

„Niemals, Senor.“

„Geh doch,“ sagte der Senator verächtlich, „Du weißt gar wohl, daß Du in meinen Händen bist. Schlimm für Dich, wenn Du zögerst, denn Du verlierst alsdann zweitausend Piaster durch Deine Schuld!“

Sie hatten tausend gesagt.

„Ich hatte mich versprochen.“

„Und wann würden Sie mir die geben?“

„Gleich.“

„Sie haben sie also bei sich?“

„Ja.“

Plötzlich flammte ein drohender Strahl aus den Augen des Räubers. Er raffte sich auf und sprang mit dem gezückten Messer in der Hand auf den Senator zu. Aber der Abenteurer hatte es mit einem starken Gegner zu thun; Don Rufino kannte seit langer Zeit den Mann, der ihm gegenüber stand; mit ihm redend, verlor er ihn nicht eine Secunde aus den Augen und überwachte aufmerksam jede seiner Bewegungen.

Wie schnell aber auch Kidd's Handlung sein mochte, so kam ihm Don Rufino doch zuvor; er faßte ihm den Arm mit der linken Hand, während er ihm mit der Rechten eine Pistole auf die Brust setzte.

„Hola, mein Meister,“ sagte er kalt und mit d

vollkommensten Ruhe, „wäret Ihr etwa zufällig wüthend geworden? Welch' eine Bremse hat Euch denn gestochen?"

Beschämt ob seiner verfehlten Absicht warf ihm der Räuber einen finstern Blick zu.

„Lassen Sie mich los," sagte er.

„Nicht eher, als bist Du Dein Messer weggeworfen haben wirst, Hallunke."

Kidd öffnete die Hand, das Messer fiel ins Gras, Don Rufino setzte den Fuß darauf.

„Du bist nicht besonders geschickt," sagte er spöttisch; „Du verdientest, daß ich Dir das Gehirn zerschmetterte, um Dich zu lehren, ein ander Mal Deine Maßregeln besser zu nehmen."

„Ich verfehle nicht immer meinen Mann," erwiderte er in einem Tone, aus dem eine dumpfe Drohung hervorklang.

Es trat ein minutenlanges Schweigen zwischen den beiden Männern ein; Starkhand beobachtete sie fortwährend und verlor weder eine Geberde, noch das geringste Wort von diesem Gespräche, das ihn im höchsten Grade interessirte.

Endlich nahm Don Rufino das Wort wieder.

„Hast Du Dir die Sache überlegt?" fragte er den Banditen.

„Wie meinen Sie?" antwortete dieser mit barschem Tone.

„Ich frage, ob Du Dir meinen Vorschlag überlegt hast?“

„Also gilt er noch immer?“

„Noch immer!“

„Nun denn, ich nehme ihn an.“

„Du nimmst ihn an?“

„Ja.“

„Aber Du begreifst,“ begann der Senator wieder mit scharfer Betonung einer jeden Sylbe, „Du begreifst, daß Du dies Mal offenes Spiel spielen mußt, es darf kein Betrug stattfinden, hörst Du?“

„Nein, nein, Sie können ruhig sein,“ sagte Kidd, den Kopf hin und her wiegend.

„Ich zähle auf Deine Ehrlichkeit. Uebrigens laß Dir das Vorgefallene zur Lehre dienen; ich bin nicht immer so gut aufgelegt, wie heute, und wenn noch ein Mal ein ähnliches Mißverständniß, wie das von vorhin, zwischen uns entstände, so könnten die Folgen für Dich außerordentlich ernst werden.“

Diese wenigen Worte wurden mit einer Betonung gesprochen und von einem Blicke begleitet, die einen tiefen Eindruck auf den Räuber machten und ihn zum Nachdenken veranlaßten.

„Schon gut,“ sagte er übellaunig mit den Achseln zuckend, „Drohungen sind nicht nothwendig, sobald man in der Hauptsache einig ist.“

„So laß uns zum Schlusse kommen.“

„Wo finde ich Sie nach vollbrachter That?“

„Das lasse Deine Sorge nicht sein, ich werde Dich zu finden wissen."

„Ach, es ist also Ihre Sache?" sagte er mit einem Seitenblick.

„Ja, mein Braver!"

„Sehr wohl! Geben Sie mir mein Geld."

„Hier ist es, nimm es selbst; nur erinnere Dich, daß wenn Du mich betrügst...."

„Was fällt Ihnen ein, da ich Ihnen sagte, daß es eine abgemachte Sache sei," unterbrach ihn der Bandit.

Der Senator zog aus seiner Tasche eine lange, grünseidene Börse hervor, durch deren Maschen man Goldstücke funkeln sah; er wog sie einen Augenblick in der Hand, dann warf er sie etwa zwanzig Schritte weit von sich.

„Suche!" rief er.

Der Räuber stürzte auf das Gold zu, daß im Niederfallen einen hellen Metallklang von sich gegeben hatte.

Don Rufino hatte diese Bewegung benutzt, um sich in den Sattel zu schwingen.

„Adieu und seid meiner Worte eingedenk," rief er dem Bandit zu und sprengte im Galopp davon.

Kidd gab ihm keine Antwort, da er beschäftigt war, die in der Börse enthaltenen Goldstücke zu zählen.

„Die Summe ist richtig," sagte er endlich mit

einem Seufzer der Befriedigung, indem er die Börse an seiner Brust verbarg. „Es ist einerlei," fuhr er fort, während er mit einem gehässigen Blicke den sich schnell entfernenden Senator verfolgte — „ja, ich bin in Deiner Gewalt, Teufel; aber wenn ich Dich einst unter die Hände kriegen sollte, wie Du mich heute in den Deinigen hattest, und wenn es mir gelingen sollte, hinter eines Deiner Geheimnisse zu kommen, dann werde ich nicht verrückt genug sein, um Dir Gnade zu schenken, darauf kannst Du Dich verlassen."

Nach diesem Selbstgespräche näherte sich der Räuber seinem Pferde, legte ihm das Gebiß wieder an, schnallte die Gurte wieder fest und ritt nun auch fort, aber in einer entgegengesetzten Richtung von der, die der Senator verfolgte.

Sobald er fort war, erhob sich der Jäger.

„Das ist ja ein schreckliches Complott!" murmelte er für sich hin. „Dieser Mann läßt wohl den Paredes nicht umbringen, um ihn zu bestehlen; wahrscheinlich bezieht sich diese Mordthat auf den Marquez, ihm allein will er einen Schlag versetzen, indem er seinen vertrauten Diener ermorden läßt. Ich werde wachsam sein."

Man hat weiter oben gesehen, daß der Jäger dieses sich selbst abgelegte Versprechen getreulich gehalten hat und daß er in der That wachsam gewesen war.

III.

Vater und Sohn.

Jetzt, da wir dem Leser alle nothwendigen Aufschlüsse über die Vorfälle in der Hacienda del Toro gegeben haben, werden wir den Faden unserer Erzählung da wieder anknüpfen, wo wir genöthigt gewesen, ihn abzubrechen, das heißt, wir werden wieder in das Dorf der Papagos zurückkehren und dem Gespräch zwischen Feuerauge und Starkhand in der Pyramide beiwohnen, welches Gespräch unmittelbar auf die Berathung der Sachems folgte.

Die beiden Männer stiegen, einer hinter dem anderen, bis in den Gipfel der Pyramide. Sie überschritten die Lianenbrücke, die in beträchtlicher Höhe über den Abgrund gezogen war, begaben sich in die Pyramide rechts und stiegen bis in das erste Stockwerk nieder, von den ihnen begegnenden Indianern ehrfurchtsvoll gegrüßt, und standen endlich vor einer wohlverschlossenen Thüre still.

Feuerauge klopfte zwei Mal leise an die Thüre, da ward im Innern ein Riegel zurückgeschoben, die Thüre ging auf, sie traten ein.

Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als

die junge Indianerin, die ihnen die Thüre geöffnet hatte, dieselbe wieder hinter ihnen verschloß.

Eine sonderbare Veränderung war in dem Aeußern dieser beiden Männer vorgegangen; die indianische Steifheit, die sie bisher beobachtet hatten, hatte einem Benehmen Platz gemacht, welches civilisirte Menschen verrieth, die an den Umgang mit der höchsten Gesellschaft in den Städten gewöhnt sind.

„Maria," sagte Feuerauge zu dem jungen Mädchen, „benachrichtigt Eure Herrin, daß ihr Sohn in dem Dorfe angekommen sei."

Um diesen Befehl zu ertheilen, hatte sich der Greis der spanischen, und nicht der indianischen Sprache der Comanchen bedient, die er bisher gesprochen hatte.

„Die Senora kennt bereits die Ankunft ihres Sohnes, Herr!" erwiderte Maria lächelnd.

„So!" sagte der Greis. „Hat sie denn mit Jemandem gesprochen?"

„Der ehrwürdige Pater Serapio ist vor einer Stunde gekommen, um der Senora einen Besuch zu machen, bei der er sich noch immer befindet."

„Gut! Meldet uns, mein Kind."

Das junge Mädchen verneigte sich und verschwand leicht wie ein Vogel hinter einem Thürvorhang, den sie einen Augenblick später wieder aufhob, um den beiden Männern zu sagen, daß sie eintreten könnten.

Sie betraten ein ziemlich geräumiges Zimmer, das durch vier Fenster erleuchtet wurde, welche Glasscheiben

hatten — ein unerhörter Luxus an einem solchen Orte — und vor welchen dichte Vorhänge von rothem Damast niederfielen.

Dieses gänzlich mit gepreßtem Leder von Cordova tapezirte Zimmer war auf spanische Art mit jenem geschmackvollen Luxus möblirt, dessen Geheimniß die Castillaner von alter Race allein bewahrt haben, und war durch die darin herrschende Anordnung ein Mittelding von Salon und Betsaal. Ein in einem Winkel stehender Betstuhl von Ebenholz, über dem ein von der Zeit gelb gewordener Christus von Elfenbein hing, und mehrere heilige Gegenstände darstellende Oelgemälde, die die Namen Murillo und Zurbaran tragend, an der Wand aufgehängt waren, hatten diesem Raume das Aussehen eines Betsaals gegeben, wenn nicht einige bequeme Sophas, sowie mehrere mit Büchern beladene Tische und weiche Sessel an den Salon erinnerten. Neben einer silbernen Feuerpfanne, in welcher eine von Wohlgerüchen duftende Flamme erglühte, saßen zwei Personen in Sesseln.

Von diesen zwei Personen war die eine ein Weib, die andere ein Franziskaner-Mönch; beide hatten die Mitte des Lebens überschritten, oder um deutlicher zu sein, sie standen den Fünfzigen nahe.

Die Dame trug die spanische Tracht, die zur Zeit ihrer Jugend, das heißt, einige dreißig Jahre früher, Mode gewesen war. Obgleich ihre Haare anfingen zu ergrauen, und einige tiefe Runzeln die Reinheit ihrer

Züge beeinträchtigten, so war es doch leicht zu erkennen, daß sie einst wunderbar schön gewesen sein mußte; ihre etwas ins Olivenfarbige spielende Haut war außerordentlich fein, und in den festen, bestimmten Linien ihres Gesichts erkannte man leicht den unterscheidenden Charakter der reinsten aristokratischen Race; ihre schwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen, deren Winkel etwas in die Höhe gezogen waren, wie die der Mongolen und Chinesen, hatten einen sonderbar sanften Ausdruck; ihre Gesammtphysiognomie athmete Sanftmuth und Verstand. Ihre Gestalt, die die gewöhnliche Größe überragte, hatte noch die Eleganz der Jugend; die außerordentlich schön geformten Hände und Füße waren von auffallender Kleinheit.

Pater Serapio war der wahre Typus des spanischen Mönchs, schön, majestätisch und schwärmerisch; man hätte ihn für einen von Leinwand herabgestiegenen Mönch von Zurbaran halten können.

Bei dem Eintritt der beiden Männer erhoben sich die Dame und der Pater.

„Seid willkommen, mein geliebtes Kind!“ rief die alte Dame, ihrem Sohne die Arme entgegen breitend.

Dieser eilte in die ihm so herzlich geöffneten Arme, und während einiger Augenblicke wurden nicht unterbrochene Liebkosungen zwischen Mutter und Sohn ausgetauscht.

„Verzeiht mir, Pater Serapio,“ sagte endlich Starkhand, sich den ihn umschlingenden Armen sanft ent=

windend, „aber es ist so lange her, daß ich nicht das Glück hatte, meine Mutter zu umarmen, daß ich gar nicht satt werden kann."

„Umarmen Sie Ihre Mutter, mein Sohn," antwortete der Mönch mit einem Lächeln; „die Liebkosungen einer Mutter sind die einzigen, die keine Reue nach sich ziehen."

„Nun was machen Sie denn, Pater?" fragte Feuerauge; „Sie wollen uns schon verlassen?"

„Ja, wirklich. Entschuldigen Sie, daß ich mich so schnell zurückziehe, aber nach einer langen Trennung wird es Ihnen ein Bedürfniß sein, unter sich zu bleiben, und ein Dritter, wie groß auch seine Theilnahme sein mag, ist immer belästigend bei den Herzensergießungen einer Familie. Zudem haben meine Brüder und ich wegen der Anwesenheit einiger weißen Jäger und Trapper im Dorfe in diesem Augenblicke viel zu thun."

„Sind Sie zufrieden mit Ihren Neophiten?"

Der Mönch schüttelte traurig den Kopf.

„Nein," erwiderte er endlich; „die Indianer lieben und achten uns wegen des Schutzes, den Sie so gütig waren, uns zu verleihen, Senor, Don . . ."

„St! Pater Serapio!" unterbrach ihn der Greis lächelnd, „nennen Sie mich nicht anders als Feuerauge."

„Ja so; ich vergesse immer, daß Sie dem Namen entsagt, den Sie in der Taufe erhalten haben — und doch ist es einer der schönsten im Martyrologium. Nun, Gottes Wille geschehe," fuhr er mit einem Seufzer fort,

„die schönen Zeiten der Bekehrungen sind vorüber; seitdem wir Mexikaner geworden, halten die Indianer Nichts mehr auf den guten, spanischen Glauben und statt sich zu unserem Gotte zu wenden, ziehen sie es vor, in ihren Irrthümern zu beharren. Darüber fällt mir ein, daß ich eine Gnade von Ihnen zu erbitten habe."

„Von mir? Sie ist Ihnen im Voraus gewährt, wenn es anders in meiner Macht steht, sie zu erfüllen."

„Donna Esperanza, mit der ich davon gesprochen, ließ mich hoffen, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen würden."

„Haben Sie mir nicht einst gesagt, Pater, daß der Name der Senora Ihnen Glück brächte? Wahrscheinlich wird es Ihrer heutigen Bitte ergehen, wie allen früheren, die Sie an mich gerichtet haben."

Der Mönch warf einen verstohlenen Blick auf die alte Dame.

Diese mischte sich nun in das Gespräch, indem sie sagte:

„Der gute Pater wünscht die Erlaubniß von Dir zu erhalten, mit noch einem andern Mönch den Kriegern folgen und bei ihnen bleiben zu dürfen, so lange der Kampf dauern wird."

„Das ist ein sonderbarer Gedanke, Pater! Zu welchem Zwecke wollen Sie das thun? Wie ich vermuthe, haben Sie nicht die Absicht, in unseren Reihen zu kämpfen?"

„Nein," erwiderte lächelnd der Mönch, „dazu ist mein Geschmack nicht kriegerisch genug; aber nach den Vorbereitungen, die ich Sie machen sehe, glaube ich, daß diesmal die Sache sehr ernsthaft werden wird."

„Ja, in der That," antwortete der Greis, in Nachdenken versinkend.

„Ich habe bemerkt, daß in den Feldzügen die Verwundeten stets hilflos und verlassen bleiben. Ich möchte nun diese armen Indianer begleiten, um sie zu pflegen, und jene zu trösten, die zu schwer verwundet werden, um auf Rettung hoffen zu können. Wenn Ihnen dieses Verlangen jedoch übertrieben scheint, so werde ich es aufgeben, wenn auch mit Bedauern."

Der Greis betrachtete den Mönch einen Augenblick mit einem Ausdruck von Bewunderung und Rührung, der unmöglich wiedergegeben werden kann.

„Ich gestehe Ihnen Ihre Forderung zu, Pater," sagte er endlich mit einem wohlwollenden Händedruck, „ich muß Ihnen jedoch eine Bemerkung machen."

„Welche?"

„Daß Sie Gefahr laufen in die Hände der Mexikaner zu fallen."

„Nun, was ist daran gelegen? Können sie mir ein Verbrechen daraus machen, wenn ich auf einem Schlachtfelde die Pflichten ausübe, welche mir meine Religion auferlegt?"

„Wer weiß? Sie werden Sie vielleicht als Rebellen betrachten.“

„Nun, und dann?“

„Dann werden sie Sie als solchen behandeln.“

„Das heißt?...“

„Das heißt, Pater, daß Sie Gefahr laufen erschossen zu werden. Das verdient Ueberlegung, wie ich vermuthe.“

„Sie irren Sich, verehrter Freund! Zwischen Pflicht und Feigheit ist kein Schwanken möglich. Ich werde sterben, wenn es sein muß, aber ich sterbe dann mit der Ueberzeugung, bis ans Ende die heilige Aufgabe erfüllt zu haben, die ich mir auferlegt. Also Sie gewähren mir meine Bitte?“

„Gewiß, Pater, und ich danke Ihnen, daß Sie diese Bitte an mich gerichtet haben.“

„Sein Sie gesegnet für Ihre Güte, mein Sohn, und jetzt sei der Herr bei Ihnen, ich ziehe mich zurück.“

Trotz widerholten Drängens, bestand der gute Mönch darauf, sich zu entfernen und er wurde von Feuerauge und Starkhand bis an die Thüre begleitet, obgleich er sich aus allen Kräften gegen eine Ehrenbezeigung wehrte, deren er sich nicht für würdig erachtete.

Als die Thüre hinter ihm geschlossen war und die drei Personen sich endlich allein befanden, zog Donna Esperanza ihren Sohn, nachdem sie ihn lange betrachtet hatte, sanft zu sich, und ihn nöthigend, sich auf einen Schemel von Sandelholz zu setzen, den sie he

beizog, strich sie ihm mit ihren kleinen Händen die Haare zurück, deren flatternde Locken ihm die Stirne bedeckten, und mit sanfter harmonischer Stimme, in welcher sich die volle, eifersüchtige Mutterzärtlichkeit offenbarte, sagte sie:

„Ich finde Dich traurig, Diego; Dein Gesicht ist bleich, Deine Züge sind erschlafft, aus Deinen Augen strahlt ein düsteres Feuer. Was ist vorgefallen, während Deiner Abwesenheit?"

„Nichts Ungewöhnliches, Mutter," erwiderte er mit einer Verlegenheit, die er vergebens zu verhehlen suchte; „wie immer, habe ich viel gejagt, habe viel Weg zurückgelegt, und habe mithin große Strapazen ertragen; daher rührt wahrscheinlich die Blässe, die Du auf meinem Gesicht bemerkst."

Die alte Dame schüttelte ungläubig den Kopf.

„Man kann seine Mutter nicht täuschen, mein Kind," sagte sie sanft; „zu oft schon, seitdem Du ein Mann geworden bist, habe ich Dich von langwierigen und gefährlichen Unternehmungen zurückkommen sehen. Du warst zuweilen übermüdet, sogar krank, das war Alles; jetzt aber bist Du traurig, sorgenvoll."

„Mutter!"

„Wolle mich nicht andern Sinnes machen; meine Ueberzeugung steht fest und wird sich nicht ändern. Du setzest kein Vertrauen in mich — so gebe Gott, daß Du einen Vertrauten finden mögest, der Dich so gut versteht, wie ich."

„O, Mutter! Das ist das erste Mal, daß ein Vorwurf aus Ihrem Munde hervor geht.“

„Weil dies das erste Mal ist, Diego, daß Du Dich hartnäckig weigerst, mich in Deinem Herzen lesen zu lassen.“

Der junge Mann seufzte und senkte den Kopf, ohne zu antworten.

Feuerauge, der bis jetzt ein stummer Zuschauer bei diesem Auftritte geblieben war, gab der Donna verstohlen ein Zeichen des Einverständnisses, und sich seinem Sohne nähernd, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Diego, Du vergißt, daß Du mir Rechenschaft von dem Auftrage zu geben hast, mit dem ich Dich betraut habe.“

Starkhand zuckte zusammen und stand hastig auf.

„Es ist wahr, mein Vater,“ antwortete er; „vergieb mir, ich bin bereit Dir alle Einzelheiten Dessen zu erzählen, was ich während meiner Abwesenheit aus dem Dorfe gethan habe.“

„Setze Dich, mein Sohn, Deine Mutter und ich, wir erlauben es Dir.“

Der junge Mann nahm einen Sitz, und nachdem er einige Augenblicke seine Gedanken gesammelt hatte, begann er auf eine zweite Aufforderung seines Vaters Alles zu erzählen, was er seit seinem Weggange aus dem Dorfe gethan hatte.

Die Erzählung war lang, sie dauerte fast zwei

Stunden; wir werden sie nicht wiederholen, weil der Leser die meisten der Ereignisse kennt, die der junge Mann mittheilte.

Feuerauge und Donna Esperanza hörten ihn, ohne ihn zu unterbrechen, nicht nur in einem religiösen Stillschweigen, sondern mit den unzweideutigsten Zeichen der lebhaftesten Theilnahme an. Als er seinen Bericht beendigt hatte, küßte ihn seine Mutter zärtlich und belobte ihn wegen des edeln, großmüthigen Betragens, das er beobachtet hatte.

Feuerauge betrachtete die Sache aus einem andern Gesichtspunkte.

„Also," fragte er seinen Sohn, „also der von Dir mitgebrachte Mann ist der Mayordomo Don Hernando's de Moguer?"

„Ja, mein Vater."

„Obgleich ich ein Indianer durch Adoption geworden bin, so will ich doch nicht vergessen, daß spanisches Blut in meinen Adern rollt; Du wirst daher diesem Paredes, wie Du ihn nennst, den Betrag der Wechsel auszahlen, den ich später in Hermosillo erheben lassen werde. Du hast wohl gethan, ihn mitzubringen, ein ehrlicher Mann darf nicht zum Schlachtopfer eines Schurken werden. Obgleich uns diese Geschichte Nichts angeht, so bin ich doch nicht böse darüber, einem ehemaligen Landsmanne einen Dienst erzeigen zu können. Der Mayordomo soll das Dorf noch heute Abend verlassen; damit ihm aber unterwegs kein Unglück zustößt,

wirst Du ihn bis an die Hacienda von dem Pfeifer und dem Pecari und noch drei bis vier andern Jägern begleiten lassen; das wird mehr als hinreichend sein, um die Hallunken abzuschrecken, die versucht sein könnten, ihm den Weg zu verlegen; da wir uns aber in einer der Stadt Hermosillo gänzlich entgegengesetzten Richtung befinden, so wird ohne Zweifel Niemand daran denken, ihn aufzuhalten."

„Ich kann ihn selbst begleiten, wenn Sie es erlauben, Vater."

Der Greis warf ihm einen durchdringenden Blick zu, vor dem er die Augen niedersenken mußte.

„Nein," erwiderte er, „ich bedarf Deiner hier."

„Wie es Ihnen beliebt, mein Vater," erwiderte er mit anscheinender Gleichgültigkeit und stand auf.

„Wo gehst Du hin?"

„Ich gehe, um Ihre Befehle auszuführen, mein Vater."

„Das eilt nicht; der Tag ist noch nicht weit vorgeschritten und ich habe mit Dir zu reden; nimm Deinen Sitz wieder ein."

Der junge Mann gehorchte.

Feuerauge bedachte sich einen Augenblick, dann nahm er wieder das Wort.

„Wie nennst Du diese Hacienda?"

„Die Hacienda del Toro."

„Die Hacienda del Toro? Warte doch," begann der Greis wieder, der eine alte Erinnerung zu suchen

schien, ist sie nicht auf der Stelle der ehemaligen Stadt Cosalo erbaut?"

„Man sagt es, mein Vater."

Donna Esperanza wohnte diesem Gespräch mit einer gewissen Besorgniß bei. Vergebens suchte sie die Absichten ihres Mannes zu begreifen; sie fragte sich innerlich, warum er das Gespräch so hartnäckig stets wieder auf ein brennendes Feld führe, auf das es der Zufall gestellt hatte.

„Ist es nicht ein starkes Haus," hob der Sachem wieder an.

„Ja, mein Vater, es ist solid gebaut und mit Mauerzinnen gekrönt."

„In der That, ich erinnere mich jetzt, es früher gesehen zu haben; es hat eine sehr gute strategische Lage."

Donna Esperanza sah ihren Mann mit von Besorgniß vermischtem Erstaunen an, sie konnte sich wede seine Kälte, noch sein Beharren auf demselben Gegenstande erklären.

„Bist Du je in dem Innern dieser Hacienda gewesen?" fuhr er fort.

„Niemals mein Vater."

„Das ist ärgerlich; aber Du kennst, wie ich vermuthe, einige von den Bewohnern? Man rettet nicht zu verschiedenen Malen," fuhr er spöttisch fort, „das Leben der Kinder eines Mannes, wie dieser Don Hernando de Moguer Einer sein muß, ohne daß er dem

Manne, der ihm solche Dienste geleistet, seine Dankbarkeit zu bezeigen sucht."

„Ich weiß nicht, ob dieses die Absicht Don Hernando's ist; denn ich habe noch nie die Ehre gehabt, ihn zu sehen."

„Das ist sonderbar, Don Diego; ich begreife nicht, daß Du nicht gesucht hast, ihn kennen zu lernen; — übrigens ist in Bezug auf meine Pläne wenig daran gelegen."

„Auf ihre Pläne, mein Vater?" fragte der junge Mann mit Erstaunen.

„Du wirst mich verstehen, wir wollen das Unternehmen durch einen Donnerschlag anfangen. Das Ziel unseres ersten Bestrebens wird sein, uns des Goldlagers von Quitovac zu bemächtigen, wo eben große mexikanische Kräfte zusammengezogen werden. Die Hacienda del Toro, die etwa zehn Stunden von Arispe entfernt ist, die drei Wege nach Hermosillo, Ures und Sonora beherrscht und in einer sehr günstigen Lage erbaut ist, ist für den Erfolg des Kriegs von der höchsten Wichtigkeit. Ich hatte die Absicht, Dir aufzutragen, Dich ihrer durch einen Handstreich zu bemächtigen; da Du aber keine Kenntniß von dem Platze hast und Dir überhaupt wenig daran zu liegen scheint, so soll nicht weiter die Rede davon sein. Ich werde den Befehl dieser Expedition dem Sperber und dem Pecari übertragen, zwei erfahrene Häuptlinge, die mit ungewöhnlicher Schlauheit begabt sind; sie werden die Ha

cienda im Handumdrehen einnehmen, und zwar um so mehr, da die keinen Angriff erwartenden Spanier nicht auf ihrer Hut sein werden. Du, mein Sohn, Du wirst mir nach den Goldbergwerken folgen, und jetzt, mein lieber Diego, habe ich Dir nichts mehr zu sagen, es steht Dir frei, Dich zurückzuziehen."

Der junge Mann hatte diese Eröffnung der Pläne seines Vaters, mit geheimem Entsetzen angehört. In der von ihm empfundenen Angst hatte er gar nicht bemerkt, daß Feuerauge, obgleich er sich anfänglich gestellt, als ob er die Hacienda nicht einmal dem Namen nach kenne, ihm plötzlich ihre Lage in allen Einzelheiten und mit einer Bestimmtheit geschildert hatte, welche darthat, daß er sie im Gegentheile sehr genau kennen mußte. Er blieb einen Augenblick tief niedergedrückt stehen, denn er schauderte bei dem Gedanken an die Gefahren, denen Donna Marianna ausgesetzt sein würde, wenn die Apachen die Hacienda einnähmen.

Sein Vater beobachtete ihn verstohlnerweise, und folgte aufmerksam in seinem Gesichte allen Empfindungen, die sich nacheinander darauf spiegelten.

„Verzeihung, mein Vater," sagte endlich der junge Mann mit Anstrengung, „ich möchte Ihnen einen Einwurf machen."

„Welchen, mein Sohn? Sprich, ich höre Dich an."

„Ich glaube nicht, daß es klug wäre, zu versuchen,

mit einer Horde Wilder einen so weit in das Innere des Landes vorgeschobenen Wohnplatz einzunehmen."

„Darum hatte ich Dich gewählt. Du würdest eine Schaar weißer Jäger und Trapper mitgenommen haben, und vermöge Eurer Hautfarbe, würde es Euch wahrscheinlich gelungen sein, unbemerkt durchzukommen. Deine Versagung, ich gestehe es, ist mir sehr unangenehm, aber da ich Dir keinen Zwang anthun will . . ."

„Aber ich habe Ihnen ja Nichts versagt, mein Vater!" rief der junge Mann.

„Wie, Du hast mir Nichts versagt?"

„Gewiß nicht, Vater. Ich wünsche im Gegentheil recht sehr, mit dieser vertrauten Mission beauftragt zu werden."

„Dann habe ich Deine Ausweichungen und Deine zweideutigen Worte wahrscheinlich mißverstanden. Du nimmst also den Auftrag an?"

„Mit Freude, mein Vater."

„Gut, so ist die Sache abgemacht. Entlasse nun diesen Paredes, es ist Zeit, daß er zu seinem Herrn zurückkehrt. Was Dich betrifft, mein Sohn, so wirst Du nicht ein Wort von Dem, was wir mit einander besprochen haben, über Deine Lippen gehen lassen; Du wirst die Wichtigkeit der Verschwiegenheit in einer Sache wie diese, begreifen. Umarme Deine Mutter und entferne Dich."

Der junge Mann warf sich in die Arme seiner

Mutter, die ihn zärtlich küßte, und in sein Ohr das Wort gleiten ließ:

„Hoffe!"

Nachdem er seinen Vater ehrerbietig gegrüßt hatte, zog er sich zurück.

„Nun, Esperanza," sagte der Greis, der sich behaglich die Hände rieb, sobald die Thüre hinter Starkhand zugefallen war, „nun, fängst Du an, meine Pläne zu errathen?"

„Nein," erwiderte sie mit einem sanften Lächeln, „aber ich glaube sie zu begreifen."

IV.

Die Kriegsart.

Starkhand verließ die Pyramide in einem Zustande unsäglicher Aufregung. Das Wort, das ihm seine Mutter bei seinem Weggehen ins Ohr geflüstert, kam ihm beständig wieder in den Sinn und brachte ihn auf die Vermuthung, daß Donna Esperanza vermöge jener wunderbaren Anschauung, die Gott den Müttern verliehen hat, um die verborgensten

Empfindungen ihrer Kinder zu entdecken, das Geheimniß errathen habe, das er in die geheimsten Falten seines Herzens versenkt zu haben glaubte, und das er sich selbst nicht zu gestehen wagte. Andererseits erfüllte ihn das sonderbare Gespräch, das er mit seinem Vater gehabt hatte und der Vorschlag, der eine Folge desselben war, mit der unerhörtesten Verwirrung; das Benehmen seines Vaters schien ihm ganz außergewöhnlich, in dem Sinne, daß er nicht verstand, wie es möglich sei, daß dieser Greis, der mit Recht unter den Indianern in dem Rufe fleckenlosester Redlichkeit stand, sich anschicken konnte, verrätherischerweise den Mann anzugreifen, dem er in demselben Augenblicke mit so edler Uneigennützigkeit zu Hülfe gekommen war. Das Alles schien ihm unlogisch, unbegreiflich zu sein, und im schnurgeraden Widerspruch mit dem Worte: „Hoffe!" zu stehen, das er noch immer in seinem Ohre brausen zu hören glaubte.

Da er jedoch genöthigt war, einen weiten Weg zurückzulegen, bevor er seine Hütte erreichte, so hatte er Zeit, seine Gedanken wieder ein Wenig zu ordnen, sein kaltes Blut und die Herrschaft über sich selbst wieder zu gewinnen, bevor er seine Thüre erreichte.

Zwei Männer standen vor derselben, der Pfeifer und der Pecari.

„Kommt doch, Starkhand," rief ihm der Trapper entgegen, sobald er ihn von Weitem erblickte; „wir warten schon lange auf Euch."

„Ihr habt mich erwartet?" fragte er erstaunt.

„Mein Seel, ja; der Sperber hat mir im Namen Feuerauge's gesagt, er und ich hätten uns bereit zu halten, dem Manne, mit dem Ihr heute Morgen in das Dorf gekommen, bis dahin zu begleiten, wohin es ihm zu gehen belieben würde."

„Ooah! Der Pfeifer hat wohl gesprochen," sagte der Pecari lakonisch.

„Was ist weiter vorgegangen?"

„Nichts, daß ich wüßte; nur hat Feuerauge diesem Manne ein Maulthier geschenkt, das, nach der Aussage des Sperbers, mit reichen Waaren beladen ist. Doch kommt herein, er wird Euch selbst sagen, um was es sich handelt."

Starkhand trat in die Hütte, wo er den Mayordomo ganz fröhlich beschäftigt fand, seine letzten Reisevorbereitungen zu machen.

Sobald er den Jäger erblickte, eilte Paredes lebhaft auf ihn zu und schüttelte ihm mehrmals die Hand.

„Sein Sie willkommen, Kamerad!" sagte er; „caraï, Sie sind ein Mann von Wort, entschuldigen Sie mich."

„Sie entschuldigen," antwortete der junge Mann lächelnd, „aus welchem Grunde?"

„Weil ich an Ihnen gezweifelt hatte, carampa."

„Sie haben an mir gezweifelt?"

„Mein Seel', ja, als Sie mich heute Morgen in diesem Loche wie ein unnützes oder schädliches Thier zurückließen, habe ich, mit einem Worte, an Ihrer Auf-

richtigkeit gezweifelt; Sie wissen, daß der Zorn ein böser Rathgeber ist. Es sind mir so allerlei dumme Gedanken gekommen, und ich war im Begriffe, heimlich durchzugehen."

„Sie würden Unrecht gehabt haben."

„Caraï, das sehe ich jetzt wohl ein; auch bin ich ganz verwirrt über meine Dummheit, und ich bitte Sie nochmals, mich entschuldigen zu wollen."

„Es ist ja nicht der Mühe werth, sich über solch' eine Kleinigkeit zu beunruhigen," lachte der Jäger. „Einige entschlossene Männer werden Sie bis an die Hacienda begleiten, und da wahrscheinlich Ihr Gebieter, wenn er Sie als Ueberbringer des Geldes sieht, das zu erheben er Sie ausgesendet hatte, Sie nicht ausfragen wird über Das, was Ihnen unterwegs begegnet ist, so wäre es unnöthig ihm zu erzählen, was ihn wahrscheinlich sehr wenig interessiren würde, und was nur Veranlassung zu unangenehmen Auslegungen geben dürfte."

„Es genügt — ich werde ihm kein Wort sagen," anwortete der Mayordomo mit einem feinen Lächeln.

„Sie werden wohl daran thun, denn es ist gewiß so besser."

„Seien Sie ruhig. Doch da fällt mir ein, daß die Wechsel, da Sie mir deren Betrag bezahlt haben, nicht mehr in meine Hände gehören. Hier sind sie und nochmals meinen Dank."

Der Jäger nahm die Wechsel und verbarg sie an seiner Brust.

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein. Der Mayordomo ging mit verlegener Miene in der Hütte hin und her, obgleich seine Reisevorbereitungen getroffen waren; der Jäger erkannte, daß ihm Paredes Etwas zu sagen habe, daß er aber nicht wisse, wie er es anfangen solle.

„Nun, was haben Sie noch auf dem Herzen, mein Freund?“ fragte er, „reden Sie, ich höre Sie an.“

„Meiner Treu,“ antwortete der Mexikaner, endlich das Wort ergreifend, „ich gestehe Ihnen, daß ich mich glücklich fühlen würde, Ihnen meine Erkenntlichkeit für den mir geleisteten Dienst zu beweisen, und daß ich diesen Ort nicht verlassen möchte, ohne es gethan zu haben; unglücklicherweise setzt mich das mehr in Verlegenheit, als ich es zu sagen vermag.“

„Wenn es Nichts weiter ist, als das, so ist es ein sehr leichtes Ding,“ sagte der Jäger heiter.

„Sie meinen?“ sagte er erstaunt. „Nun, Sie dürfen mir glauben, daß ich mir seit einer halben Stunde den Kopf zerbrochen, ohne daß ein vernünftiger Gedanke herauskommen will.“

„Weil Sie sich schlecht dazu angestellt haben; das ist Alles, Freund.“

„Haben Sie denn Etwas aufgefunden?“

„Sie sollen sehen.“

„Caraï, Sie glauben nicht, welch' Vergnügen Sie mir dadurch machen."

„Sie wissen, daß ich oft in ihrer Gegend jage?"

„Ja, ich weiß es."

„Nun, das erste Mal, daß ich mich wieder in der Nähe der Hacienda befinde, werde ich ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen."

„Das nenne ich einen guten Gedanken haben; und selbst wenn sie zehn Gefährten mitbrächten, so sollen Sie sehen, wie ich sie aufnehmen werde. Ich sage Ihnen nur so viel, daß ich, Gott sei Dank, im Stande bin, Sie gehörig tractiren zu können."

„Ich halte Sie beim Wort; also abgemacht?"

„Sie geben mir Ihr Wort darauf?"

„Ich gebe es Ihnen!"

„Schön, schön! Jetzt gehe ich zufrieden weg. Kommen Sie nach Belieben bei Nacht oder bei Tag, Sie werden stets gut aufgenommen werden."

„Bei Tag ja; aber des Nachts würde mir es, wie ich vermuthe, sehr schwer werden, in die Hacienda einzudringen."

„Keineswegs; sie brauchen nur Ihren Namen zu sagen."

„Nun, gut denn; und jetzt gehen Sie; es bleibt höchstens nur noch vier Stunden lang Tag; halten Sie sich nicht länger auf."

„Ich werde mich hüten."

Sie gingen aus der Hütte. Sechs bis acht Trappe

und Indianer hielten zu Pferde vor der Thür und erwarteten nur sein Erscheinen, um sich in Bewegung zu setzen.

Der Mayordomo drückte nochmals die Hand des Jägers, dann bestieg er sein Pferd, gab das Zeichen zum Abritt und die kleine Truppe sprengte im Galopp mitten durch einen Haufen Frauen und Kinder, die sich neugierig um sie versammelt hatten.

Starkhand folgte den Reitern, so lange er sie erblicken konnte, mit den Augen; dann ging er sehr nachdenkend in seine Hütte zurück.

Während einer ziemlich langen Zeit blieb er in ernste Gedanken versunken; dann stampfte er zornig mit dem Fuße und rief mit lauter Stimme auf Spanisch:

„Nein, tausend Mal nein, ich werde den guten Willen dieses Mannes nicht mißbrauchen, um feigerweise sein Vertrauen zu täuschen; das hieß eine schimpfliche Handlung begehen.“

Diese Worte waren ohne Zweifel der Ausfluß der Gedanken, die den Jäger behelligten, so wie der Ausdruck des von ihm gefaßten Entschlusses.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Interessantes in dem Dorfe vorfiel.

Inzwischen hatte sich die Militaircommission mehrmals versammelt; der Feldzugsplan, der bei der nächsten Expedition befolgt werden sollte, war entschieden festgestellt worden, und man wartete nur noch auf die

Vereinigung der indianischen Mächte, um den Krieg zu beginnen.

Vier Tage nach seinem Wegritt war der Pfeifer wieder in das Dorf gekommen und hatte dem Jäger verkündet, daß der Mayordomo die Hacienda ohne Unfall erreicht habe, und ohne daß irgend Etwas die Ruhe der Reise gestört hätte.

Die verschiedenen Indianerstämme, aus welchen der große Bund der Papagos bestand, fingen nach und nach an, in dem Dorfe zusammen zu strömen, bald wußte man nicht mehr, wo man die Krieger unterbringen sollte, und sie waren genöthigt auf der Ebene zu lagern, was für Männer, die daran gewöhnt waren, der wechselnden Witterung der Jahreszeiten zu trotzen, durchaus nichts Unangenehmes hatte, im Gegentheil ihnen angenehm war.

Am zwölften Tag nach dem Abzuge des Mayordomo riefen die Hachestos, oder öffentlichen Ausrufer, alle Häuptlinge bei Sonnenuntergang zu einer Generalversammlung herbei, um vor Eröffnung des Feldzugs den mystischen Ritus der großen Medicin zu vollziehen.

In dem Augenblicke, da die Sonne am Horizont in einer Fluth von Purpurdünsten verschwand, stieg der Amantzin oder erste Zauberer der Nation auf den Rand der Medicinhütte, und durch eine Geberde Stillschweigen befehlend, begann er mit lauthallender Stimme:

„Die Sonne hat uns ihre belebende Wärme entzogen, die Erde ist in Finsterniß versenkt, und die mystische Stunde ist da, in der der Mensch sich zum Kampfe mit dem bösen Geiste vorbereiten soll; beginnt die große Medicin."

In demselben Augenblicke sah man aus allen Hütten, aus dem Gewinkel aller Straßen, längs den Leitern der Pyramiden herunter gleitend, oder aus der Ebene kommend, Thiere aller Art erscheinen: Vierfüßler, Vögel und Reptilien, die sich unter entsetzlichem Geschrei auf dem Dorfplatze zusammenhäuften, sich auf allen Seiten in den Straßen verbreiteten, und das Feld auf eine Stunde in der Runde überschwemmten.

Diese Thiere waren indianische Krieger, die mit den Pelzen und Häuten der Thiere, die sie vorstellten, bekleidet, oder vielmehr verkleidet waren.

Nicht nur verstehen es die Indianer mit seltener Vollkommenheit, die verschiedenen Schreie der Thiere nachzuahmen, sondern sie haben auch noch ein besonderes Studium ihrer Sitten und Gewohnheiten, ihres Ganges und selbst der Art gemacht, wie sie essen und sich zum Schlafen niederlegen.

Nichts vermag einen Begriff von dem entsetzlichen Concert zu geben, welches aus der Mischung dieser Schreie, dieses Gepfiffs, Gekläffs, Gesangs und Gebrülls entstand, in welches sich auch noch das Gebell der Hunde mischte, die mit Wuth heulten.

In dieser sonderbaren Scene war etwas Wildes

und Uranfängliches, was die Einbildung lebhaft ergriff.

Zuweilen trat eine plötzliche Stille ein, und die Stimme des Zauberers erhob sich dann allein in der Nacht.

„Ist das böse Princip überwunden?“ fragte er; „Haben es meine Brüder unter ihre Füße getreten?“

Die Thiere antworteten mit einem entsetzlichen Geschrei und der grausenhafte Lärm ging von Neuem wieder an.

Das dauerte so die ganze Nacht fort. Einige Minuten vor Sonnenaufgang wiederholte der Zauberer zum letzten Male seine Frage, die bis jetzt nur mit wildem Geheul beantwortet worden war. Dies Mal erhob sich in der Stille die reine melodische Stimme eines jungen Mädchens, und sprach die Worte aus:

„Der Herr des Lebens hat Mitleid mit seinen rothen Kindern; er sendet ihnen die Sonne zu Hilfe, das böse Princip ist überwunden.“

In demselben Augenblicke ging die Sonne strahlend auf; die Indianer begrüßten sie mit einem Freudengeschrei, und ihre Verkleidung abwerfend, fielen sie, mit gegen Himmel gerichteten Angesichtern auf die Knie.

Der Zauberer, in der rechten Hand eine mit Wasser gefüllte Kürbisflasche haltend, in der ein Wermuthzweig stak, spritzte nacheinander einige Tropfen Wasser nach den vier Himmelsgegenden und rief mit begeisterter Stimme:

„Sei gegrüßt, o Sonne, sichtbare Stellvertreterin des unsichtbaren Gebieters des Lebens! Erhöre das Gebet Deiner rothen Söhne; ihre Sache ist gerecht, überliefere ihnen die Scalpe ihrer Feinde, damit sie sie an ihre Gürtel hängen können. Sei gegrüßt, o Sonne, sei gegrüßt.“

Und alle Indianer wiederholten im Chor:

„Sei gegrüßt, o Sonne, sei gegrüßt!“

Dann erhoben sie sich.

Der erste Theil der Mysterien der großen Medicin war vollzogen, der Zauberer zog sich zurück.

Der Hachesto oder öffentliche Ausrufer nahm nun seine Stelle auf dem Rande der Medicin-Hütte ein und forderte die ersten Häuptlinge des Bundes auf, die Kriegsaxt auszugraben.

Diese charakteristische Ceremonie besteht darin, sich in Procession in die große Medicin-Hütte zu begeben, wo der älteste Häuptling mit seinem Scalpirmesser an einer ihm von dem Zauberer bezeichneten Stelle nachgräbt, und endlich die große Kriegsaxt zu Tage fördert, welche das Sinnbild des zu beginnenden Kampfes ist.

Wenn die Axt ausgegraben ist, verlassen die Häuptlinge die Hütte in derselben Weise, wie sie hineingekommen sind; an ihrer Spitze geht zwischen dem Krieger, der die geheiligte Fahne der Nation zu tragen beauftragt ist, und dem, der den großen Calumet, das heißt, die große Pfeife trägt, der Häuptling einher, der die Axt

ausgegraben hat, und hält sie, die Schneide nach außen gekehrt, mit beiden Händen an seine Brust gedrückt.

Aus der Hütte tretend, stellen sich die Häuptlinge schweigend vor der Arche des ersten Menschen, gegenüber dem Kriegspfosten auf, und das Loos entscheidet, welchem Krieger die Ehre zufällt, mit der geweihten Axt den ersten Streich auf den sinnbildlichen Pfosten zu führen.

Wie alle Urvölker, sind die Indianer außerordentlich abergläubisch; sie legen daher dieser Ceremonie eine ungeheure Wichtigkeit bei, weil sie sich einbilden, eine gute Vorbedeutung aus der Art ziehen zu können, wie der erste Streich geführt ward, und aus der Tiefe des Einschnitts, den die Schneide der Axt verursacht hat.

Man zog das Loos, der Zufall bezeichnete Starkhand. Ein schmeichelhaftes Gemurmel begrüßte diesen von den Indianern geliebten Namen, welcher dem Manne angehörte, den sie als ihren tapfersten Krieger betrachteten.

Der Streich wurde mit solcher Gewalt geführt und die Axt drang so tief in das Holz ein, daß, als sie der Zauberer nach hergebrachtem Brauche herausziehen wollte, er es trotz aller Anstrengung nicht vermochte und den Versuch aufgeben mußte.

„Da stießen die Krieger ein Freudengeschrei aus, das sich in der Menge verbreitend, welche gekommen

war, um der Ceremonie beizuwohnen, sich bald in ein entsetzliches Geschrei verwandelte.

Der Krieg würde glücklich sein, die Vorzeichen waren vortrefflich; nach der Aussage der allerältesten Sachems war niemals solch' ein kraftvoller Streich nach dem Pfahl geführt worden.

Starkhand wurde belobt und beglückwünscht durch die Häuptlinge und die Krieger, die wahrhaft entzückt waren über das erhaltene Resultat.

Als es endlich mit vieler Mühe gelungen war, die Axt aus dem Pfahle zu ziehen, zogen sich die Krieger etwas weiter zurück, um den Weibern Platz zu machen, und der Scalptanz begann.

Der Scalptanz wird ausschließlich durch die Weiber getanzt; nur bei dieser einzigen Gelegenheit überlassen ihnen die Männer den Platz.

Dieser Tanz, den die nicht unterworfenen indianischen Nationen als heilig betrachten, findet nur bei großen Gelegenheiten statt, beim Beginn eines Kriegs, und nach Beendigung desselben, wenn er glücklich ausgefallen ist, das heißt, wenn die Krieger viele Scalpe und viele Pferde heimgebracht haben und Niemand von ihnen getödtet worden ist.

Diese Frauen überlassen sich diesem Tanze mit solcher Hinreißung, daß sie in Wahnsinn ausartet und die Männer mit kriegerischer Begeisterung erfüllt.

Als dieser Tanz, den wir nicht beschreiben werden, da wir bereits Gelegenheit hatten, es in einem frühern

Werke zu thun,*) beendigt war, und als die Weiber fertig waren mit ihrem Geschrei und ihren unsinnigen Geberden, schritt man zu der letzten Feierlichkeit.

Diese Feierlichkeit, deren Spuren wir nur noch bei den Stämmen im obern Missouri und bei den Aucas- und Pampas-Indianern fanden, scheint besonders bei den Papagos im Gebrauch zu sein; sie besteht darin, eine Stute, die noch kein Junges getragen hat, als Opfer zu schlachten und die Zukunft in deren Gedärmen zu lesen.

Man begreift, daß der mit der Auslegung beauftragte Zauberer den guten Leuten sagt, was ihm eben in den Sinn kommt, und daß man ihm, aus Ermangelung der Möglichkeit einer Controle, auf's Wort zu glauben gezwungen ist. Dies Mal, sei es nun, daß er an der allgemeinen Freude Theil nehmen wollte, oder war er, weil er die Andern schon so oft betrogen hatte, endlich dahin gelangt, sich selbst zu betrügen und seinen eigenen Lügen Glauben zu schenken, genug, er kündigte den aufmerksam zuhörenden Kriegern die schönsten und glücklichsten Erfolge für den vorzunehmenden Feldzug an. Diese Prophezeihungen wurden aufgenommen, wie sie aufgenommen werden sollten, das heißt, mit der größten Andacht, und nach dem Gebrauche überließ man dem Zauberer den Leichnam der

*) Siehe: Der Fährtensucher.

Stute, was ohne Zweifel der Hauptnutzen war, den er aus dieser Sache zog.

Als alle Vorschriften erfüllt waren, wurde jedem Krieger der Befehl gegeben, seine Pferde, seine Lebensmittel und seine Waffen in Bereitschaft zu halten, denn der Krieg konnte von einem Augenblick zum andern seinen Anfang nehmen und der Befehl zum Aufbruch ganz plötzlich gegeben werden.

Den Häuptlingen der Papagos war es gelungen, unter ihren Fahnen dreißigtausend Krieger zu vereinigen, die alle auf vortrefflichen Pferden saßen, und wovon etwa viertausend mit Flinten bewaffnet waren.

Es ist allerdings wahr, daß die Indianer, die sich so geschickt der Axt, des Wurfspießes und der Pfeile zu bedienen wissen, die erbärmlichsten Schützen von der Welt sind; sie haben eine instinctartige Furcht vor Feuerwaffen, die sie verhindert, richtig zu zielen; einige von ihnen erlangen zwar eine relative Geschicklichkeit und sind allerdings in einem Kampfe zu fürchten. Die Hauptstärke des indianischen Heeres bestand jedoch in den sechzig bis achtzig Jägern, Weißen und Mestizen, welche die Hoffnung auf Plünderung verlockt hatte, sich den Rothhäuten anzuschließen.

Sich den Oberbefehl über das Heer vorbehaltend, ernannte Feuerauge drei Ober-Häuptlinge, um unter seinen Befehlen zu commandiren.

Diese Häuptlinge waren der Sperber, der Pfeifer und der Pecari.

Starkhand erhielt den Befehl über fünfundzwanzig weiße Jäger, die er sorgfältig unter den ehrlichsten und tapfersten aussuchte, und wurde von seinem Vater mit einer besondern Mission betraut.

Als Alles zum Beginn des Kriegs bereit war, warteten die Indianer, ihrem unveränderlichen Gebrauche gemäß, nur noch auf eine mondlose Nacht, um in dem Schutze der Finsterniß das feindliche Gebiet zu überschwemmen.

V.

Die Weißhäute.

Die Rückkehr des Mayordomo in die Hacienda verursachte dem Don Hernando eine lebhafte Freude; doch obgleich die Summe beträchtlich war, die er mitbrachte, so war sie doch bei Weitem nicht hinreichend, um den stets wiederkehrenden Ausgaben seiner Unternehmungen zu genügen und er konnte kaum damit die Erfordernisse des Augenblicks pariren.

Don Rufino ließ Nichts von dem Erstaunen merken, welches ihm der Anblick des Mayordomo

verursachte, zu dessen Verschwinden er doch so sichere Maßregeln getroffen zu haben glaubte.

Dieses Erstaunen verwandelte sich jedoch in Besorgniß, und bald in Furcht, als er in Gedanken die Zeit berechnete, die seit seiner Abreise verflossen war.

In der That erforderte der Weg, den man von der Hacienda nach Hermosillo zurückzulegen hatte, wenn man sich recht beeilte, ungefähr zwölf Tage, und der Mayordomo war im Ganzen nur neun Tage ausgeblieben. Es war augenscheinlich für den Senator, daß er nicht in Hermosillo gewesen war; und doch hatte er das Geld für die Wechsel mitgebracht.

Was hatte das Alles zu bedeuten? Es war ein dunkler Punkt in dieser Geschichte, die Don Rufino aufzuklären brannte; unglücklicherweise war das sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich.

Da anzunehmen war, daß er den Grund, warum Don Paredes eine Reise gemacht, nicht wisse, so konnte er ihn folglich nicht fragen; und wenn er es dennoch gewagt hätte, so würde er ihm wahrscheinlich nicht geantwortet haben, oder wenn er es dennoch gethan hätte, so würde er ihn sicherlich irre geführt und verspottet haben; denn der würdige Mayordomo hatte mit jener untrüglichen Witterung, welche alle geraden und ergebenen Herzen besitzen, den Wolf unter dem Lammfell bemerkt, und ohne scheinbaren Grund — denn er wußte ja nicht, daß der Senator der Urheber des Complotts war, dessen Opfer er beinahe geworden

wäre, empfand er gegen diesen Menschen einen instinctartigen Widerwillen, von dem wir einen Beweis erhalten haben durch die Warnung, die er bei seiner Abreise von der Hacienda dem Don Ruiz gab, so wie auch durch das sichtliche Bestreben, womit er es vermied, mit dem Senator zusammen zu treffen.

In der Sonora so wenig, wie anderwärts, findet man so im geeigneten Augenblick Leute, die, um sich uns angenehm zu erweisen, uns beträchtliche Wechsel discontiren.

Der Mann, der diese Wechsel ausgezahlt hatte, mußte sehr reich und zudem geneigt sein, dem Marquez zu Hilfe zu kommen. Der Senator zerbrach sich vergebens den Kopf, um in seinem Gedächtniß nachzusuchen; er konnte sich nicht erinnern, daß auf fünfzig Meilen in der Runde irgend ein Grundeigenthümer im Stande sei, auf diese Art zu handeln.

Was aber mehr war, der Mann, der die Wechsel ausgezahlt hatte, mußte das gegen den Mayordomo angezettelte Complott kennen, sonst würde er diesem nicht vorgeschlagen haben, ihm die bei sich habenden Wechsel abzunehmen. Sollte Kidd ein Verräther sein?

Im nächsten Augenblick aber erkannte der Senator die Abgeschmacktheit eines derartigen Verdachts. Es war nicht anzunehmen, daß der Räuber den Mayordomo nicht habe tödten wollen; daß er ihn aber gar habe entkommen lassen, ohne ihn auszuplündern, das

war die allerhöchste Unwahrscheinlichkeit. Zudem hatte Kidd Alles von dem Senator zu fürchten, und würde es nicht gewagt haben, ihm einen so bösen Streich zu spielen.

Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man ohne Ausgangspunkt sich in dem mangelhaften Kreise der Wahrscheinlichkeiten herumdreht, so kam Don Rufino von Vorstellung zu Vorstellung endlich zu einem so ungeheuerlichen Schluß, daß er selbst voll Entsetzen davor zurückbebte. Doch mitten durch alle diese Abschweifungen entfuhr ihm ein höchst logisches Wort, welches bewies, daß, wenn er die Wahrheit auch nicht entdeckt habe, er doch nicht sehr weit von ihr entfernt war.

Die Rothhäute haben Recht, murmelte er; ihr Sprichwort, daß in der Wüste die Bäume Ohren und die Blätter Augen haben, ist wahr. Ich erinnere mich, daß mein Gespräch mit diesem schurkischen Kidd in der Nähe eines dichten Gebüsches statt fand; vielleicht lag ein Lauscher dahinter. Künftig werde ich Geschäfte nur auf dem Gipfel eines gänzlich holzfreien Hügels verhandeln — und wer kann selbst da wissen, setzte er mit einem Seufzer hinzu, ob nicht ein Spion in einem Loche, oder in der Höhle eines wilden Thieres verborgen liegt?

Mit großer Aufregung im Zimmer auf und ab gehend, hing Don Rufino diesen Betrachtungen nach, als die Thüre aufging und Don Ruiz erschien.

„Senor Don Rufino," sagte er nach einem gegenseitigen Austausch von Höflichkeiten, „wäre es Ihnen nicht gefällig, sich in den Salon zu begeben? Unser Mayordomo, der, wie Sie es bemerken konnten, einige Tage lang abwesend war, hat sehr wichtige Neuigkeiten mitgebracht, welche mein Vater Ihnen gerne mittheilen möchte."

Der Senator zuckte unmerklich zusammen und warf einen mißtrauischen Blick auf den jungen Mann; aber Nichts in der offenen Physiognomie des Don Ruiz ließ unter seinen Worten eine verborgene Absicht vermuthen.

„Geht etwas Ungewöhnliches vor, mein lieber Don Ruiz?" fragte er mit honigsüßer Stimme.

„Ich habe bis jetzt nur sehr unvollständige Nachweisungen über die ernsten Ereignisse, die, wie man sagt, uns bedrohen, aber wenn Sie mir folgen wollen, so werden Sie bald von Allem unterrichtet sein."

„Ich stehe Ihnen zu Befehl, bester Senor."

Und er folgte dem jungen Don in den Salon, worin Donna Marianna, der Marquez und Jose Paredes versammelt waren.

„Was geht denn vor, theuerster Senor?" fragte im Eintreten der Senator. „Ich gestehe, daß mich Don Ruiz in Schrecken versetzt hat."

„Sie werden noch mehr erschrecken, Caballero, wenn Sie die Ereignisse kennen. Doch setzen Sie sich, ich bitte Sie," sagte der Marquez; dann sich an den

Mayordomo wendend, setzte er hinzu: „Sie haben diese Nachrichten also aus guter Quelle?"

„Ich kann Sie versichern, Gebieter, daß Alles, was ich Ihnen erzählt habe, wahr ist; die Papagos haben sich, ich weiß nicht, mit wieviel andern wilden Heidenstämmen verbunden, und wir können uns darauf gefaßt machen, von einem Augenblicke zum andern von ihnen überfallen zu werden."

„Caspita! Das ist ernst," sagte der Senator.

„Ernster als Sie es vermuthen, denn die Indianer sind entschlossen, diesmal die Weißen gänzlich aus der Sonora zu verjagen und sich an ihrer Stelle darin niederzulassen," antwortete Paredes.

„Oho!" rief Don Rufino, „das ist eine schwere Aufgabe, die sie sich gestellt haben."

„Lachen Sie, so viel Sie wollen, aber es ist so."

„Ich lache nicht, mein würdiger Freund! Nur halte ich die Indianer nicht für fähig, ein so thörichtes Unternehmen zu wagen."

„Erstens bin ich nicht Ihr Freund, Senor," erwiderte mürrisch der Mayordomo; „dann ist es wahrscheinlich, daß wenn Sie die Indianer beim Werke gesehen haben werden, Ihre Meinung von ihnen sich bedeutend ändern wird."

Der Senator stellte sich, als bemerke er nicht, wie viel Herbes in dieser Antwort lag, und mit leichtem Tone hob er wieder an:

„Ich habe nie welche von den sogenannten Bravos-

rothhäuten gesehen, und Gott bewahre mich davor, je welche zu sehen; allein ich vermuthe sehr, daß die Bewohner dieses Landes sie weit furchtbarer schildern, als sie wirklich sind."

„Sie haben eine durchaus unrichtige Meinung, mein Gast," sagte der Marquez; „wenn Sie noch eine Zeit lang bei uns bleiben, so werden Sie bald genug den Beweis davon bekommen."

„Werden wir hier den Angriffen der Heiden ausgesetzt sein, mein Vater?" fragte Donna Marianna erschrocken.

„Meine Tochter, wir haben Nichts von denselben zu befürchten," antwortete der Marquez; „der Felsen, worauf meine Hacienda erbaut ist, ist zu hart für sie; sie werden ihre Nägel daran hängen lassen, ehe es ihnen gelingt, einen Stein davon abzureißen."

„Man kann jedoch nicht vorsichtig genug sein, mein Vater," bemerkte Don Ruiz.

„Du hast Recht, mein Sohn; und da ich nicht haben will, daß Deine Schwester auch nur den Schatten einer Besorgniß behalte, so werden wir uns allsobald in Vertheidigungszustand setzen, obgleich das unnöthig ist. Bei dem großen Aufstand im Jahre 1827 haben es die Indianer nicht ein Mal versucht, sich dem Toro zu nähern, und ich möchte es sehr bezweifeln, daß sie es dies Mal versuchen werden, ihn zu nehmen."

„Gebieter," begann Paredes wieder, „glauben Sie

mir, vernachlässigen Sie ja keine Vorsichtsmaßregel; dieser Aufstand wird schrecklich sein."

„Sagen Sie mir doch, Senor Mayordomo," fragte Don Rufino, „wer die Person ist, die Sie so wohl unterrichtet hat?"

Paredes warf ihm einen Seitenblick zu und antwortete mit Achselzucken:

„Es genügt, daß ich von Allem unterrichtet bin, der Name des Mannes, dem ich meine Nachrichten verdanke, thut nichts zur Sache. Nehmen Sie an, daß mich ein Freund gewarnt hat, so sind Sie der Wahrheit ziemlich nahe."

„Erlauben Sie, erlauben Sie, Senor," antwortete der Senator mit gerunzelter Stirne, „das ist weit wichtiger, als Sie glauben. Man erfüllt nicht so unbedachtsam eine Familie mit Besorgniß, und weigert sich nachher, die Beweise Dessen zu geben, was man behauptet hat."

„Mein Gebieter kennt mich, Senor; er weiß, daß ich ihm mit Ergebenheit anhänge und daß ich unfähig zu einer Lüge bin."

„Ich setze weder Ihre Ehrlichkeit, noch Ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel, Senor; nur muß eine so ernste Sache, wie die von Ihnen angekündigte, um in Erwägung gezogen zu werden, sich auf unumstößliche Beweise, wenigstens auf einen achtbaren Namen, in Ermangelung andrer Dinge, stützen."

„Pah, die Hauptsache ist, auf seiner Hut zu sein."

„Ja, sobald wir wissen, daß wir es wirklich müssen. Ich bitte den Herrn Marquez tausendmal um Verzeihung, daß ich mir anmaße in seiner Gegenwart also zu handeln — aber ich fordere Sie in meiner Eigenschaft als Magistratsperson auf, uns augenblicklich den Namen des Mannes zu nennen, der Ihnen diese beunruhigenden Nachrichten mitgetheilt hat."

„Zu was würde es Ihnen helfen," sagte achselzuckend der Mayordomo, „wenn ich Ihnen den Namen eines Individuums nennte, das Sie nicht kennen und von dem Sie nie sprechen gehört haben."

„Das ist die Frage nicht; geben Sie mir gefälligst Antwort."

„Es ist möglich, daß Sie eine Magistratsperson sind, Senor, aber das ist mir ganz gleichgültig, denn ich erkenne keine andere Herren an, als den Senor Marquez und seine Kinder, die hier gegenwärtig sind, und die allein das Recht haben, mich auszufragen; ihnen allein werde ich antworten."

Der Senator biß sich auf die Lippen und wandte sich an den Marquez.

„Geben Sie Antwort, Paredes," sagte dieser; „ich begreife wirklich nicht, warum Sie so hartnäckig sind."

„Da Sie mir zu sprechen befehlen, Gebieter," hob der Mayordomo an, „so sollen Sie wissen, daß der Mann, der mich von dem Aufstand der Heiden unterrichtet hat, ein weißer Jäger ist, den man Starkhand nennt."

„Starkhand!“ riefen Bruder und Schwester zugleich.

„Ist das nicht derselbe Jäger,“ fragte der Marquez, „dem wir bereits so viele Verbindlichkeiten schuldig sind?“

„Ja, mein Gebieter,“ sagte der Mayordomo mit scharfem Nachdruck, „und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es dabei nicht bewenden lassen wird.“

Obgleich es das erste Mal war, daß er den Namen des Jägers aussprechen hörte, so empfand doch der Senator gleichsam durch eine Art Eingebung ein gewisses Mißbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„O, wir müssen den Worten von Starkhand volles Vertrauen schenken,“ rief Donna Marianna seelenvoll.

„Gewiß,“ bestätigte Don Ruiz, „gewiß wollte er uns warnen lassen, auf daß wir auf unserer Hut seien.“

„Aber wer ist denn dieser Mensch, der Ihnen eine so große Sympathie einflößt?“ fragte neuerdings der Senator.

„Ein Freund, dem ich ewig dankbar sein werde,“ erwiderte Donna Maria mit Wärme.

„Und den wir Alle lieben,“ setzte der Marquez mit Rührung hinzu.

„Also nehmen Sie seine Bürgschaft für gültig an?“

„Ja, und seien Sie versichert, mein Gast, daß ich seine Warnung nicht gering achten werde.“

„Wohl, Senor; allein Sie werden mir erlauben,

Ihnen zu bemerken, daß die Halsstarrigkeit, womit der Senor Paredes sich weigerte, diesen Namen zu nennen, mir mit Recht sehr sonderbar vorkommen muß."

„Senor Don Rufino Paredes ist ein alter Diener, der einer gewissen Freiheit des Benehmens genießt, die sehr verzeihlich ist; er glaubt das Recht erworben zu haben, und hat es auch in der That erworben, daß man ihm auf sein Wort glaubt. Jetzt," setzte er hinzu, „jetzt wollen wir auf die Mittel denken, die anzuwenden sind, um nicht überfallen zu werden. Paredes, Sie werden sich unverweilt zu Pferde setzen und allen Tagelöhnern und Hirten den Befehl geben, die Pferde und das sonstige Vieh auf die Hacienda zu bringen; Du, Don Ruiz, Du wirst die nöthigen Räume in Bereitschaft setzen lassen, um Menschen und Thiere unterzubringen. Lasse so viel Futter und Mundvorräthe herbeibringen, als Du Dir irgend verschaffen kannst; denn im Falle einer Belagerung dürfen wir uns nicht der Gefahr aussetzen, uns aus Hunger ergeben zu müssen. Wie viel Taglöhner haben Sie unter Ihren Befehlen, Paredes?"

„Senor, wir haben deren ungefähr achtzig, die im Stande sind, Waffen zu tragen und thätige Dienste zu thun, ohne die Frauen, Greise und Kinder zu zählen, die wir wohl auch auf eine nützliche Art werden verwenden können."

„Das sind ja weit mehr Leute, als wir brauchen."

rief der Marquez; „es wird also unnöthig sein, unsere Minengräber aus Quitovac herbeizurufen."

„Um so mehr," warf ihm Paredes ein, „da der Hauptmann de Niza, der durch seine Stellung dem Feinde weit mehr ausgesetzt ist, als wir, sie wohl schon für seinen Dienst angeworben haben wird."

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete der Marquez, sich von seinem Sitze erhebend; „gehen Sie und führen Sie meine Befehle ohne Verzug aus."

Der Mayordomo verbeugte sich vor seinem Gebieter und ging hinaus.

„Wäre es Ihnen gefällig, Senor, mir ein kurzes Gespräch zu gestatten?" sagte jetzt der Senator.

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Senor."

„O, bitte, bemühen Sie sich nicht," sagte der Senator zu Don Ruiz und seiner Schwester, die sich erhoben, um sich zu entfernen; „ich habe dem Senor Marquez nichts Geheimes zu sagen."

Die jungen Leute setzten sich wieder nieder.

„Ich muß gestehen," fuhr Don Rufino fort, „daß Das, was dieser Mann gesagt, mich sehr erschreckt hat. Ich habe nie Bravos-Indianer gesehen und habe eine entsetzliche Furcht vor ihnen; ich wünschte also, wie sonderbar Ihnen auch diese unvermuthete Forderung vorkommen mag, daß Sie mir erlauben möchten, Don Hernando, Sie so schnell wie möglich zu verlassen."

„Sie wollen mich in diesem Augenblick verlassen?" antwortete der Marquez höchst erstaunt.

„Ja; es scheint, daß die Ereignisse, die sich vorbereiten, sehr ernster Natur werden; ich bin bei Weitem kein Kriegsmann, denn ich fürchte Alles, was wie Streit aussieht; aber meine Stelle im Congreß erfordert meine sofortige Anwesenheit in Mexiko, wäre es auch nur, um die Regierung von der Lage zu benachrichtigen, in welcher sich dieser Staat befindet, und sie aufzufordern, kraftvolle Maßregeln zu ergreifen."

„Senor Don Rufino, es steht Ihnen frei, nach Ihrem Gefallen zu handeln; nur fürchte ich, daß die Wege nicht sehr sicher sind, und daß Sie sich großen Gefahren aussetzen werden, wenn Sie darauf bestehen, abzureisen."

„Ich habe auch schon daran gedacht; doch glaube ich, daß, einmal in Arispe angelangt, was nicht sehr weit von Ihrem Wohnsitze entfernt ist, ich Nichts mehr zu befürchten haben werde. Würden Sie mir wohl die Gunst erweisen, mich bis zu dieser Stadt durch den Senor Don Ruiz begleiten zu lassen?"

„Ich habe Ihnen Nichts abzuschlagen, Senor; da Sie ihm die Ehre erzeigen, seinen Schutz zu wünschen, so wird mein Sohn Sie begleiten."

„Ja," hob der Senator wieder an, der einen verstohlenen Blick auf Donna Marianna warf, die den Kopf gedankenvoll auf die Brust hatte sinken lassen, „ja, ich habe die Absicht, dem Don Ruiz einen wichtigen Brief für Sie mitzugeben."

„Wozu erst schreiben? Wäre es nicht weit ein-

facher, mir in zwei Worten zu sagen, um was es sich handelt?"

„Nein, nein, das ist unmöglich," erwiderte Don Rufino mit einem Lächeln, das einer Gesichtsverzerrung glich, „nein, das würde uns zu viel Zeit rauben, zudem, theurer Senor, wissen Sie ohne Zweifel besser als ich, daß es gewisse Dinge gibt, die man nur durch Gesandte verhandeln lassen kann."

„Nach Ihrem Belieben, Senor. Wann wünschen Sie abzureisen?"

„Meiner Treue, ich gestehe Ihnen offenherzig, daß, wie sehr ich es auch bedaure, Sie verlassen zu müssen, ich jedoch glaube, daß es am Besten ist, wenn ich so schnell als möglich abreise."

„Es ist noch nicht zehn Uhr," sprach Don Ruiz sich erhebend; „wenn wir uns ein Wenig beeilen, so können wir diesen Abend in Arispe sein."

„Das ist ja prächtig; ja, das ist vorzuziehen. Erlauben Sie mir, Don Hernando, Abschied von Ihnen und von Ihrer reizenden Tochter zu nehmen, und gleichzeitig wollen Sie meinen Dank annehmen für die edle Gastfreundschaft, die ich in Ihrem Hause genossen habe."

„Wie, fürchten Sie denn nicht, in der großen Tageshitze zu reisen?"

„Ich fürchte nur den Anblick der Indianer, und diese Furcht reicht hin, um mich alle andern Befürchtungen vergessen zu lassen. Entschuldigen Sie also, daß ich Sie so plötzlich verlasse, aber ich bin überzeugt, daß

ich vor Angst sterben würde, wenn ich das Kriegsgeschrei dieser abscheulichen Wilden in meinen Ohren erklingen hörte ....“

Don Ruiz hatte das Gemach verlassen, um die nothwendigen Befehle zu ertheilen, und seine Schwester war ihm nachgefolgt, nachdem sie eine stumme Verbeugung vor dem Senator gemacht hatte, dessen Absichten zu ahnen sie weit entfernt war.

Die durch Don Rufino ausgedrückte Furcht war höchst übertrieben, wenn sie nicht gar vollständige Verstellung war; er fühlte zwar, daß auf der Hacienda der Boden unter seinen Füßen zu brennen begann, und wollte sich nicht nur entfernen, um sich vor den Gefahren zu schützen, die er voraus sah, sondern auch wegen des Mißlingens seines Complotts, und endlich auch, um wo möglich die abgerissenen Fäden seines Ränkegespinnstes wieder anzuknüpfen und seine Pläne in kürzester Frist zu einer glücklichen Ausführung zu bringen.

Die Erhebung der Indianer, indem sie die Arbeiten unterbrach, den Handel und Verkehr lähmte, und folglich dem Marquez ungeheuere Schwierigkeiten in den Weg legte, kam dem Senator vollkommen zu Hilfe zur Verwirklichung der Pläne, die er seit langer Zeit im Dunkeln gesponnen hatte. Dann wünschte er, während der kurzen Reise, die er in Gesellschaft des Don Ruiz zu machen hatte, sich an dem jungen Mann einen kostbaren Bundesgenossen zu erwerben, der ihm um so besser zu dienen vermöchte, da er es ohne Neben=

gedanken thun würde, und ohne das Ziel zu kennen, nach welchem Don Rufino hinarbeitete. Außerdem zog er es vor, dem Marquez in einem Briefe seine Absichten des Breiteren auseinander zu setzen, statt mündlich mit ihm zu verhandeln, und zwar aus dem gewichtigen diplomatischen Grunde, weil der, der schreibt, allein spricht, in jedem Falle angehört wird, und folglich nicht befürchten darf, widerlegt zu werden, bevor er seine Gedanken vollkommen auseinander gesetzt hat.

Nach Verlauf einiger Augenblicke kam Don Ruiz wieder, um anzukündigen, daß die Geleitsmannschaft im Sattel säße und Alles zur Abreise bereit sei. Don Rufino nahm nochmals Abschied von dem Marquez; dieser wollte ihn jedoch nicht fortlassen, bevor er nach der gastfreundlichen Sitte des Landes den Valettrunk zu sich genommen, das heißt, ein Glas Eis-Orangeade mit ihm getrunken habe. Dann verließen alle Drei den Saal, denn trotz aller Bitten und Ablehnungen des Senators, wollte ihn der Marquez bis in den Hof begleiten, um seinem Abreiten beizuwohnen.

Fünf Minuten später verließ Don Rufino Contreras, von Don Ruiz begleitet und gefolgt von sechs wohlbewaffneten, gut berittenen Taglöhnern, in die man alles Vertrauen setzen konnte, die Hacienda del Toro, und schlug den Weg nach der Stadt Arispe ein, wohin sie, nach der Voraussicht des jungen Mannes, nach einer ziemlich anstrengenden Reise noch an demselben Tage mit einbrechender Nacht gelangten. Glücklicher-

weise war ihre Reise nicht durch den geringsten Zwischen=fall getrübt worden, der sie hätte erschrecken können.

Das Einzige, was den Reisenden auffiel, und was bewies, wie sehr sich die Kunde von einem dem=nächstigen Einfalle der Indianer bereits verbreitet hatte, war die gänzliche Einsamkeit, die auf den Feldern herrschte; die Landschaft glich einer Wüste.

Alle Hütten, an denen sie unterwegs vorüberkamen, waren verlassen; die Thüren, die Fenster waren aus=gehängt und sammt allem Hausgeräthe von den Be=wohnern mit auf ihre Flucht genommen worden; was sie gezwungen gewesen waren, zurückzulassen, das hatten sie verbrannt oder zerstört; die Pferde waren ver=schwunden, eben so das andere Vieh, wodurch die un=geheuern Ebenen, welche die kleine Caravane durchzog, ein unsäglich trauriges Gepräge erhielt.

Die Feldfrüchte waren unreif abgeschnitten oder verbrannt worden, damit sie den Indianern nicht in die Hände fallen sollten, und bevor noch das unglück=liche Land durch die Rothhäute verheert wurde, war dieses schon gänzlich durch seine eigenen Bewohner geschehen.

Don Rufino betrachtete mit dumpfem Erstaunen den trostlosen Anblick der Gegend; er konnte die Taktik der Hüttenbewohner nicht begreifen.

Als sie den Schlagbaum von Arispe erreichten, fanden sie ihn geschlossen und von starken Abtheilungen von Soldaten und Civico, einer Art Nationalmiliz

bewacht, die von den reichen Bürgern bezahlt wird, um die Verheerungen und Plünderungen der Strolche aller Art abzuhalten, die stets in Menge auf den indianischen Grenzen herumstreifen.

Erst nach vielem Hin- und Herreden und unendlichen Vorsichtsmaßregeln willigten die Schlagbaumwächter ein, den Reisenden den Eingang zu gestatten.

In allen Straßen von Arispe waren hohe Barrikaden errichtet, die Stadt glich einem großen Feldlager; Soldaten lagerten auf allen Plätzen und schliefen zum Theil vor großen Wachtfeuern, die sie angezündet hatten, sowohl um die schneidende Nachtkälte zu bekämpfen, als auch um ihre armselige Kost daran zu kochen.

Don Rufino besaß zu Arispe auf dem Hauptplatze ein großes, schönes Haus, das er bewohnte, so oft ihn seine Geschäfte in die Sonora riefen. Es bedurfte jedoch wegen der zahllosen Umwege, die er zu machen genöthigt war, und wegen der vielen Barrikaden die überstiegen werden mußten, mehr als eine Stunde, um es zu erreichen.

Die Hausthür stand offen und etwa ein Dutzend Soldaten hatten ungestörten Besitz von dem Hofe und den untern Räumen genommen. Don Rufino that keineswegs Einspruch gegen diese eigenmächtige Verletzung seines Eigenthums; er ließ seinen Senatorstitel recht laut schallen und schien die von den Soldaten genommene Freiheit höchlichst zu billigen.

Don Rufino wollte nicht zugeben, daß Don Ruiz

und seine Leute ein Unterkommen außerhalb seines Hauses suchten, er nöthigte sie, seine Gastfreundschaft anzunehmen, die sie denn auch annahmen, ohne sich allzulange bitten zu lassen, denn Menschen und Pferde fühlten das Bedürfniß, nach einem taglangen, in der brennendsten Sonnenhitze zurückgelegten Ritte einige Stunden der Ruhe zu genießen.

VI.

Ernste Ereignisse.

Nichts kommt der Schnelligkeit gleich, mit welcher neue Glücksumstände sich gründen, wenn nicht der, womit eine alte Familie fällt. Das ewige Schaukelbretspiel des Zufalls, das die Einen erhöht und die Andern erniedrigt, bringt daher unaufhörlich Contraste hervor, die Eine der Bedingungen des Bestehens der menschlichen Gesellschaft und des ewigen Gleichgewichtes sind, welches den Dingen dieser Welt vorsteht.

Gewisse Ausnahmen nicht gerechnet, sind der Erste und der Letzte einer Race stets zwei starke Männer, geschaffen zum Kampfe, begabt mit großen und edeln

Eigenschaften, und die sich stets auf die Höhe der Ereignisse zu stellen wissen.

Unglücklicherweise sieht von diesen beiden Männern der Eine, durch den launenhaften Zufall und den guten Einfluß seines Sternes unterstützt, alle Hindernisse sich vor ihm ebenen und seine verwegensten Unternehmungen gelingen — mit einem Worte, den Erfolg, oft gegen seine eigenen Voraussehungen, alle seine Anstrengungen krönen. Der Andere dagegen erliegt durch das Gesetz des Contrastes dem bösen Einflusse seines Sternes; durch die Schuld seiner Vorfahren von einer hohen Stellung niedergestiegen, ist er gezwungen, mit ungleichen Waffen gegen Feinde zu kämpfen, die, gegen ihn eingenommen, ihn verantwortlich machen für die lange Reihe von Verwirrungen, deren seine Vorfahren sich allein schuldig gemacht haben, und wird so zum Sühnbock, der mit den Sünden Aller beladen, gleichsam außerhalb des allgemeinen Gesetzes steht; seine geschicktesten Combinationen haben keinen andern Erfolg, als den, seinen unvermeidlichen Fall um einige Jahre hinaus zu schieben, und machen ihn oft nur um so auffallender und entschiedener.

Was wir hier sagen, ist auf alle Sprossen der gesellschaftlichen Leiter anwendbar, sowohl auf die königlichen Racen, wie auf die elenden Proletarierfamilien; jede Revolution, welche die Gestalt eines Reichs verändert, bringt zwar bisher unbeachtete geniale Geister auf die Oberfläche, aber sie versenkt auch

in den unergründbaren Abgrund des Elends und der Schmach Andere, die während langer Jahrhunderte über ganze Generationen geherrscht und sich zuweilen in ihrem Hochmuth Gott selbst gleich gestellt haben, indem sie sich Alles erlauben zu dürfen glaubten.

Wo sind jetzt die letzten Abkömmlinge der Stuarts, der Valois und aller dieser tapfern Racen, die in ihren mächtigen Händen die Geschicke eines Theils der Weltkugel hatten? Verschwunden und vergangen sind sie, ohne daß es möglich ist, mit Gewißheit zu erfahren, durch welche Aengste und schreckliche Qualen sie die Verbrechen und den blitzgleichen Glanz abgebüßt haben, womit ihre Vorfahren lange Jahre die vor ihnen ängstlich im Staube gebeugte Welt geblendet haben.

Die Zeit, diese unerbittliche Gleichmacherin, indem sie den Fortschritt nach sich zieht, fährt unaufhörlich mit ihrer schrecklichen Rolle über Alles, was deu Kopf zu sehr erhebt; und sich darin gefallend, die Einen zu erhöhen, die Andern zu erniedrigen, macht sie sich zur einzigen Schiedsrichterin des menschlichen Ehrgeizes und zu der wahren Repräsentantin jener moralischen Gleichheit, die eine Utopie sein würde, wenn das organische Gesetz der Weltharmonie nicht also deren strahlende Grundsätze proclamirt hätte.

An dem Tage, wo Don Ruiz, nachdem er, wie wir erzählt haben, Don Rufino Contreras nach Arispe geleitet hatte, auf die Hacienda del Toro zurückkehrte, langte gleichzeitig mit ihm ein Courier dort an.

Dieser auf einem von Müdigkeit völlig erschöpften

Pferde ankommende Mann kam aller Wahrscheinlichkeit nach sehr weit her und schien große Eile zu haben.

Kaum auf der Hacienda angelangt, wurde er in das Kabinet des Marquez geführt, mit dem er lange eingeschlossen blieb.

Als der Courier endlich das Kabinet verließ, stieg er augenblicklich wieder zu Pferde und verließ die Hacienda, ohne weiter mit Jemandem gesprochen zu haben.

Die fast phantastische Erscheinung dieses Mannes, den man gleichsam nur im Fluge gesehen hatte, rief bei den Bewohnern der Hacienda jene unbestimmte Furcht hervor, die man immer bei Dingen empfindet, die man nicht erklären kann.

Der Marquez, dessen Gesicht stets den Ausdruck einer traurigen, resignirten Schwermuth trug, war nach diesem sonderbaren Besuche leichenblaß, tiefe Runzeln durchfurchten seine Stirn und umgaben seine Augen, die düstere Blitze schossen und deren Brauen so arg zusammengezogen waren, daß sie fast an einander stießen.

Er ging lange in großer Aufregung in dem Garten auf und ab, die Hände hinter dem Rücken zusammengeschlagen, den Kopf auf die Brust gesenkt; zuweilen hielt er plötzlich ein in seinem Gange, schlug sich mit Wuth vor die Stirne, stieß abgebrochene Worte hervor, dann fing er wieder an, mechanisch auf und ab zu gehen, dabei mehr einem gebieterischen Bedürfnisse nach Bewegung, als jedem andern Grunde gehorchend

Hinter einem dichten Mousselinvorhang an einem Fenster ihres Gemachs sitzend, folgte Donna Marianna mit Theilnahme allen Bewegungen ihres Vaters, sich betrübt und erschreckt fühlend durch den Zustand, in welchem sie ihn erblickte. Das Herz ward ihr schwer, als ob das arme Kind errathen hätte, daß die Gegenwirkung dieser Verzweiflung bald auf sie zurückfallen sollte, und daß ein Theil dieses Schmerzes ihr aufbewahrt war.

Der Marquez blieb endlich stehen, warf einen Blick rund um sich, wie ein Mann, der aus dem Schlafe erwacht, und nach einer kurzen Ueberlegung kehrte er in seine Gemächer zurück.

Wenige Augenblicke später kündigte ein Bedienter der jungen Donna an, daß ihr Vater sie in dem rothen Zimmer erwarte.

Wider Willen verdoppelten sich die Befürchtungen des armen Mädchens, doch beeilte sie sich, zu gehorchen.

Dieses Zimmer, in das wir schon einmal Gelegenheit hatten, den Leser zu führen, und in welches Don Hernando die Füße nicht wieder gesetzt hatte seit dem Tage, an dem sein Bruder Rodolfo so mitleidslos durch seinen Vater, den ehemaligen Marquez de Moguer, verjagt worden war, war noch eben so kalt und eben so düster, als wir es damals gesehen haben; nur hatte ihm die Zeit, indem sie den Glanz seiner Stickereien noch trüber machte, die Farbenpracht seiner Tapeten noch mehr erbleichen lassen, und die Möbel

noch geschwärzt und ihm ein Gepräge von Trauer aufgedrückt, das, sobald man über die Schwelle war, einen schmerzlichen Schauder über den ganzen Körper jagte.

Als Donna Marianna in das rothe Zimmer kam, fand sie ihren Vater bereits darin.

Er ging auf der Erhöhung vor den alten Familiensesseln auf und ab. Als er seine Tochter erblickte, zeigte er mit einer stummen Geberde auf einen Sitz, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen.

Das junge Mädchen setzte sich, oder sie ließ sich bebend auf einen Sessel fallen.

Einige Minuten später trat auch Don Ruiz ein, und gleich darauf folgte ihm Jose Paredes.

Der Marquez setzte sich jetzt auf einen Sessel, dessen Rücklehne das Wappen seines Hauses trug und der in der Mitte der Estrade stand; dann befahl er dem Mayordomo, die Thüre zu schließen, und nachdem er sich einige Minuten lang gesammelt hatte, ergriff er mit schwacher, bebender Stimme das Wort.

„Meine Kinder," sagte er, „ich habe Euch hier versammelt, weil wir uns mit Sachen von der höchsten Wichtigkeit zu befassen haben. Ich habe auch Paredes zu unserm Rathe herangezogen, diesen alten Diener unserer Familie, der uns schon lange seine Ergebenheit widmet. Ich hoffe nicht, daß Ihr mich beschuldigen werdet, meine Rechte überschritten zu haben, indem ich also handelte."

Die jungen Leute verbeugten sich zum Zeichen der Zustimmung. Paredes stellte sich neben sie.

Der Marquez fuhr fort:

„Meine Kinder,“ sagte er mit tiefer Trauer, „seit langen Jahren schon wurde unsere Familie hart geprüft durch allerlei Trübsale. Die glückliche Sorglosigkeit Euers Alters achtend, habe ich bisher gesucht, in meinem Herzen allen Kummer und alle Sorgen zu verschließen, wovon ich beständig niedergedrückt wurde; wozu hätte ich denn auch auf Euern jungen Schultern einen Theil dieser schweren Bürde sollen lasten lassen? Das Unglück schreitet mit Riesenschritten; es erreicht uns Alle, den Einen nach dem Andern, — daher war es besser, Euch, ohne Euch zu betrüben, die ach! so kurzen Tage Eurer schönen Jugend genießen zu lassen. Ich habe also allein gerungen für uns Alle, meine Kinder, habe in mein Inneres die Schmerzen verschlossen, die mich oft niederdrückten, habe die Thränen zurückgehalten, die eine nach der andern bitter und brennend auf mein Herz fielen, und habe Euch stets eine heitere Stirne und das ruhige Aussehen eines, wenn auch nicht vollkommen glücklichen, so doch mit dem Loose zufriedenen Mannes gezeigt, welches ihm durch den Willen Gottes, im Guten wie im Bösen, zu Theil geworden ist.

„Es würde immer so fort gegangen sein, das dürft Ihr glauben, meine Kinder, und ich würde fortgefahren haben, allen Kummer und alle Mühseligkeiten de

Lebens für mich zu behalten, wenn nicht ein plötzliches, schreckliches, unabwendbares Unglück, das mich heute niederdrückt, mich zwänge, Euch die schreckliche, die entsetzliche Lage mitzutheilen, in der wir uns befinden, und Euch einen Einblick in meine Angelegenheiten zu gestatten, die auch die Euren sind, da ich nur der Verwahrer eines Vermögens bin, das, wenn wir es retten, Euch eines Tags gehören wird."

Der Marquez hielt einen Augenblick ein, denn die innere Aufregung preßte ihm das Herz zusammen und schnürte ihm die Gurgel zu.

„Mein Vater," antwortete Don Ruiz, „Sie waren stets für mich und meine Schwester der Beste der Väter. Diese Eröffnung, die Sie, in der Furcht uns einen vorübergehenden Schmerz zu verursachen, so lange verzögert haben, erwarten wir, das dürfen Sie überzeugt sein, mit Ungeduld, in der Hoffnung, daß es uns möglich sein wird, indem wir unsern Theil von der Sie niederdrückenden schweren Last nehmen, Sie zu erleichtern, Ihren Kummer zu sänftigen und Ihnen so den Muth zurückzugeben, der nothwendig ist zu dem Riesenkampfe, den Sie gegen das feindselige Geschick zu kämpfen haben."

„Mein Sohn," antwortete der Marquez, „ich kenne Dein Herz und das Deiner Schwester; ich weiß, welche achtungsvolle Zuneigung Ihr für mich hegt, und in dem mich bestürmenden Unglück, das dürft Ihr glauben, ist es mir eine große Befriedigung, die innige

Gewißheit zu haben, daß meine Kinder sich aufrichtig an mich anschließen werden, um mich zu trösten und aufrecht zu erhalten."

„Zögern Sie also nicht länger, mein Vater, uns mitzutheilen, was vorgeht, der Courier, mit dem Sie diesen Morgen so lange eingeschlossen blieben, scheint dem von Ihnen genommenen Entschlusse nicht fremd zu sein; wahrscheinlich hat er Ihnen schlimme Nachrichten gebracht."

„Ach! mein Sohn," erwiderte der Marquez, „das Schicksal verfolgt seit einigen Jahren unser Haus mit der unbegreiflichsten Erbitterung und Beharrlichkeit; Alles verschwört sich gegen uns; unser zur Zeit der spanischen Herrschaft unermeßliches Vermögen hat sich, seitdem die spanische Unabhängigkeit proclamirt worden, von Tag zu Tage vermindert. Vergebens habe ich versucht, gegen den uns fortreißenden Strom zu schwimmen; vergebens habe ich vergessen, was ich meinem Namen und meinem Range schuldig bin, um in ehrenvollen Unternehmungen das von mir Verlorene wieder zu gewinnen; Alles war umsonst; meine Versuche haben mir nur die Vergeblichkeit meiner Anstrengungen bewiesen. Dennoch hoffte ich noch vor wenig Tagen dahin gelangt zu sein, wenn auch nicht das Schicksal vollständig zu beschwören, wenigstens es mir günstiger zu machen; ich glaubte fast, zwar nicht gänzlich meine Angelegenheiten wieder ordnen zu können, das steht längst nicht mehr in meiner Macht, aber doch wenigstens einige Trümmer

unsers ehemaligen Vermögens aus den Ruinen retten zu können, als ich heute, vor kaum einer Stunde, die traurige Gewißheit erlangte, daß ich, ohne ein unmöglich zu hoffendes Wunder, gänzlich zu Grunde gerichtet bin."

„Nein, so weit kann es noch nicht mit Ihnen gekommen sein, mein Vater," rief Donna Marianna.

„Doch, meine Kinder, wir sind zu Grunde gerichtet, sind dem größten Elend preis gegeben," hob der Marquez mit Schmerz wieder an; „wir haben Alles verloren, sogar diese von einem unserer Vorfahren erbaute Hacienda, die vielleicht in einigen Tagen, ja vielleicht morgen schon, zu Gunsten meiner Gläubiger verkauft werden wird."

„Aber wie konnte ein so großes Unglück über Sie kommen, mein Vater?"

„Mein Gott, wie alles Unglück kommt, wenn das Schicksal einen Menschen verderben will. In Folge der unseligen Sorglosigkeit unserer Regierung lagen alle Geschäfte längst darnieder, als die Nachricht von der neuen Erhebung der Mansos- und Bravos-Indianer die Befürchtungen der Handelsleute, Wechsler und aller Menschen, deren Kapitalien in industriellen Unternehmungen stecken, auf den höchsten Gipfel trieb. Der panische Schrecken war ein allgemeiner; Jeder suchte sein gewagtes Geld wieder an sich zu ziehen; mehre Häuser in Hermosillo, Arispe, Ures, und selbst in Mexiko, haben ihre Zahlungen eingestellt; andere haben sich fallit erklärt, so daß mit einem einzigen Schlage Alles

gelähmt wurde; dann, um diese höchst gespannte Lage noch mehr zu verwickeln, fand ein neues pronunciamiento in Mexiko statt, und jetzt haben wir nicht nur den Krieg gegen die Indianer auf unsern Grenzen, sondern das Innere des Landes steht in Feuer und allen Schrecknissen des Bürgerkriegs ausgesetzt."

„Sind diese Nachrichten officiell, mein Vater?"

„Unglücklicherweise bleibt mir in dieser Hinsicht nicht der geringste Zweifel, mein Sohn. Höre, warum: Unter allen Umständen, wie die eben sich darbietenden, ist es unvermeidlich, daß Die, denen man Geld schuldig ist, die Rückzahlung in der kürzesten Frist verlangen, während Die, welche uns schuldig sind, die Sachlage benutzen, um die Unmöglichkeit, zahlen zu können, vorzuschützen; Jene, die sich nicht für fallit erklären, schieben ihre Zahlungen auf eine so entfernte Verfallzeit hinaus, daß diese Zahlungen in der That völlig illusorisch werden. Die Briefe, die ich diesen Morgen erhalten habe — und es waren ihrer viele — theilen sich in zwei Kategorien ein: meine Schuldner weigern sich, mich zu bezahlen, während dagegen meine Gläubiger, in der Voranssicht des Nichtbezahltwerdens, Maßregeln gegen mich ergriffen und ein Urtheil gegen mich erlangt haben, so daß, wenn ich Ihnen heute über acht Tage nicht die runde Summe von dreimalhundertundachtzigtausend Piastern zahle, ich in Fallitzustand erklärt, eingekerkert und aus meinem Eigenthum verjagt werde; und diese Hacienda, das letzte mir gebliebene Gut, wird

öffentlich versteigert und wahrscheinlich für eine Kleinigkeit erstanden werden von einem der ehemaligen Vasallen unserer Familie, der sich auf unsere Kosten bereichert hat und sich jetzt nicht scheuen wird, unsern Platz einzunehmen."

„Dreimalhundertundachtzigtausend Piaster,"*) murmelte Don Ruiz mit Entsetzen.

„Ja, so viel, mein Sohn."

„Aber wie ist diese Summe aufzubringen?"

„Es ist unnöthig, jetzt daran zu denken, mein Sohn. Diese Hacienda allein ist das Doppelte werth. In jedem andern Augenblicke würde es mir möglich gewesen sein, eine Hypothek anzubieten, dann habe ich etwa dreimalhunderttausend Piaster Außenstände; Ihr seht also, daß es mir leicht gewesen sein würde, mich herauszuwickeln. Aber jetzt ist nicht daran zu denken; es bleibt mir Nichts übrig, als das Haupt zu beugen und die Partie aufzugeben, es meinen Gläubigern überlassend, sich in unser Eigenthum zu theilen. Du denkst wohl nicht, wie ich hoffe, mein Sohn, daß ich die Absicht hätte, meine Gläubiger um das Wenige zu bringen, was ich noch besitze?"

„O nein, mein Vater! Aber was ist ihre Absicht? Was gedenken Sie zu thun?"

„Caraï, das ist nicht schwer zu rathen," ließ sich

---

*) Etwa neunmalhunderttausend Gulden nach unserm

nun Paredes vernehmen. Ich besitze durch die Freigebigkeit der Familie de Moguer, ein Häuschen, auf das ich, Gott sei Dank, Niemandem Etwas schuldig bin. Es gehört Ihnen, mein Gebieter; meine Mutter und ich, wir werden wohl einen Winkel finden, um darin zu hausen. Und wenn diese elende Wohnung auch nicht so schön und so reich ist, wie diese, so wird sie Sie doch beherbergen, ohne daß Sie nöthig haben, eine Zufluchtsstätte bei einem Fremden zu suchen. Ist es abgemacht, Senor? Werden Sie das alte Haus Ihres Dieners mit Ihrer Gegenwart beehren?"

Der Marquez schien sich einen Augenblick zu bedenken, dann dem Mayordomo die Hand reichend, der sie küßte, sagte er:

„Wohlan, es sei, mein Freund, ich nehme Ihr Anerbieten an; nicht, daß ich gedächte, Sie lange zu belästigen, sondern nur auf einige Tage, die mir nothwendig sind zur Ergreifung der Maßregeln, um, wenn möglich, noch einige magere Theilchen von dem Vermögen meiner Kinder aus dem Schiffbruche zu retten."

„Denken Sie nicht an uns, mein Vater," sagte Donna Marianna mit großer Bewegung; „wir sind jung, wir werden arbeiten."

Paredes war voll Jubel, weil sein Gebieter sein Anerbieten angenommen hatte.

„O, fürchten Sie Nichts, mein Gebieter," sagte er; „das alte Haus ist nicht so baufällig und elend, als man denken sollte; ich hoffe, daß mit Gottes Hülfe,

Sie sich nicht allzuschlecht darin befinden werden, und dort haben Sie wenigstens den Besuch gewisser Leute nicht zu befürchten."

„Sie sind ungerecht, Paredes," erwiderte der Marquez; „Don Rufino Contreras, auf den Sie in diesem Augenblick anspielen, ist einer meiner besten Freunde, und ich kann sein Verfahren gegen mich nur loben."

„Hm! Es ist möglich, mein Gebieter, es ist möglich," sagte der Mayordomo mit dem Kopfneigen eines nicht sehr Ueberzeugten; „aber wenn es mir erlaubt ist, eine Warnung in Bezug auf diesen Senor zu äußern, so glaube ich, daß wir wohlthun werden, noch zu warten, bevor wir unsere Meinung entschieden über ihn feststellen."

„Was wollen Sie sagen?"

„Nichts, mein Gebieter, durchaus gar Nichts. Ich verstehe mich, das ist Alles."

„Da fällt mir ein, mein Vater," sagte Don Ruiz, „daß Don Rufino mir beim Scheiden einen Brief für Sie anvertraute, mit der Bitte, Ihnen denselben sogleich bei meiner Ankunft auf der Hacienda zu übergeben."

„Ja, er hatte mir seine Absicht mitgetheilt, an mich schreiben zu wollen."

„Hm!" brummte der Mayordomo zwischen den Zähnen, doch so, daß er von dem Marquez gehört werden konnte, „ich habe stets eine schlechte Meinung

von den Menschen gehabt, die es vorziehen, Papier mit Tinte zu schwärzen, statt sich mit lauter Stimme offenherzig auszudrücken."

Während dieses Selbstgesprächs hatte der Marquez den Brief entsiegelt und hatte ihn mit den Augen überflogen.

„Wenigstens diesmal," sagte der Marquez, indem er den Brief zusammenlegte, „wird man Don Rufino nicht des Mangels an Aufrichtigkeit, noch daß er sich nicht deutlich erkläre, beschuldigen; er benachrichtigt mich von den gegen mich ergriffenen Maßregeln, und nachdem er mit aller möglichen Schonung auseinander gesetzt, wie schwankend meine Lage sei, schließt er damit, mir die Mittel anzubieten, um auf eine ehrenvolle Weise aus derselben herauszukommen, indem er um die Hand meiner Tochter wirbt, der er anderthalb Millionen Piaster als Aussteuer zugestehen will, nachdem er alle meine Schulden bezahlt haben wird."

Donna Marianna blieb wie vernichtet unter dem unvermutheten Schlag, der sie traf.

Mit der bittern Betonung, die der Marquez bisher in seine Worte gelegt hatte, fuhr er fort:

„Dahin ist es mit uns gekommen, meine Kinder, daß wir, die wir von einer Race tapferer Ritter abstammen, die nicht weniger adelig waren, als der König von Spanien selbst, und deren Wappenschild ohne Flecken ist, nun nach einer langen Reihenfolge von Jahrhunderten so tief herabgestiegen sind von unserer

hohen, gesellschaftlichen Stellung, daß wir uns sehr geehrt fühlen müssen von der Werbung eines Mannes, dessen Großvater unser Vasall gewesen ist.... Aber so geht es in der Welt! Wozu also Gegenbeschuldigungen vorbringen, da wir in einem Jahrhundert leben, in dem nichts mehr auffallend ist."

„Was werden Sie auf diesen sonderbaren Antrag antworten, mein Vater?" fragte Don Ruiz mit Besorgniß.

Don Hernando richtete sich stolz auf.

„Mein Sohn," antwortete er, „wie arm ich auch bin, so bleibe ich darum nicht weniger Marquez de Moguer, und das ist das einzige Gut vielleicht, das mir nicht genommen werden kann. Ich weiß, zu was mich die Ehre meines Namens verpflichtet; Deiner Schwester steht es frei, die ihr gemachte Anerbietung anzunehmen oder zu verwerfen; ich werde unter keinem Vorwand auf ihren Entschluß in einer so wichtigen Sache einzuwirken suchen; sie ist jung und hat noch lange Lebenstage vor sich; ich habe nicht das Recht, ihr Dasein an einen Mann zu fesseln, den sie nicht liebt; sie wird sich die Sache überlegen und dann den Eingebungen ihres Herzens folgen. Welches auch ihr Entschluß sein mag, ich billige ihn im Voraus."

„Ich danke, mein Vater," erwiderte leise das junge Mädchen; „doch gewähren Sie mir noch eine andere Gunst!"

„Welche, mein Kind?"

„Ich bitte um acht Tage Bedenkzeit, bevor ich mich entscheide; ich bin so sehr überrascht und verwirrt, daß es mir unmöglich sein würde, in diesem Augenblicke einen Entschluß irgend einer Art zu fassen.“

„Es sei, meine Tochter; in acht Tagen wirst Du mir Antwort geben. Jetzt zieht Euch zurück, meine Kinder, — bleiben Sie, Paredes. Bevor wir die Hacienda auf immer verlassen, wünsche ich gewisse Verfügungen zu treffen, bei welchen Sie mir nothwendig sind.“

Nachdem sich Bruder und Schwester ehrfurchtsvoll vor ihrem Vater verneigt hatten, verließen sie mit langsamen Schritten das verhängnißvolle Zimmer, das man stets nur unter dem Schlage eines Unglücks betrat.

VII.

Der Tigerjäger.

Eins auf den Arm des Andern gestützt, hatten Don Ruiz und seine Schwester das rothe Zimmer verlassen; sie waren traurig, düster, voll Verzweiflung,

und wagten es nicht, sich einander ihre Eindrücke mitzutheilen, weil sie wußten, daß sie Nichts zu hoffen hatten von einem Austausche alltäglicher Tröstungen.

Als sie das Vorhaus erreichten, auf das die Doppelstiegen ausliefen, die zu ihren beiderseitigen Gemächern führten, ließ Don Ruiz den Arm seiner Schwester los, und sie auf die Stirn küssend, sagte er mit sanfter Stimme:

„Fasse Muth, Marianna.“

„Du verläßt mich, Bruder?“ antwortete sie, und es bebte ein leiser Ton des Vorwurfs in ihrer Stimme.

„Begiebst Du Dich nicht auf Dein Zimmer?“ fragte er.

„Und Du, Ruiz, was gedenkst Du zu thun?“

„Es Dir offen zu gestehen, Schwester,“ antwortete er, „so befinde ich mich nach den Vorgängen in dem rothen Zimmer in einem solchen Zustande der Ueberreizung, daß ich das Bedürfniß empfinde, mich in der frischen Luft zu bewegen; gäbe ich diesem Drange nicht nach, so glaube ich, daß ich krank werden würde.“

„Gedenkst Du auszugehen?“

„Es ist meine Absicht, liebe Schwester, mir den Santiago zu satteln, und wenigstens zwei bis drei Stunden lang in den Feldern herumzuschweifen.“

„Wenn Dem so ist, so bitte ich Dich, Ruiz, mir einen Gefallen zu thun.“

„Welchen?“

„Du willst den Santiago satteln, sagst Du?“

„Ja.“

„Nun, so sei so gut und sattle auch Madrina.“

„Deine Stute?“

„Ja.“

„Du willst ausreiten?“

„Ich habe die Absicht, meiner Amme einen Besuch zu machen; es ist schon so lange, daß ich sie nicht gesehen habe, und es würde mich glücklich machen, einige Augenblicke mit ihr zu plaudern.“

„Du willst Dich allein in die Waldhütte begeben?“

„Wenn Du es nicht vorziehst, mich zu begleiten.“

„Zweifelst Du daran, Schwester?“

„Ja und nein, Ruiz.“

„Warum bist Du so sonderbar zurückhaltend?“

„Du wirst mich gleich begreifen, Bruder. Um aufrichtig gegen Dich zu sein, muß ich Dir sagen, daß es nothwendig ist, daß ich meine Amme spreche. Vielleicht bleibe ich die Nacht in der Hütte; im Falle, daß dieses geschehen wird, möchte ich nicht, daß Du mich durch Bitten oder durch Ueberredung davon abzubringen suchtest, bei diesen braven Leuten zu bleiben.“

„Bedenke, Schwester, daß das Land nicht ruhig ist und was Du Allem ausgesetzt sein könntest in einer elenden Hütte, in der im Fall eines Angriffs jeder Widerstand unmöglich ist.“

„Ich habe daran gedacht, Bruder, habe so ziem-

lich alle Möglichkeiten berechnet. Aber ich wiederhole Dir, daß ich mich in die Hütte begeben muß, und vielleicht werde ich gezwungen sein, nicht nur die Nacht, sondern ein oder zwei Tage dort zuzubringen."

Don Ruiz dachte einen Augenblick nach.

„Schwester," begann er endlich, „Du bist kein gewöhnliches Weib, Du berechnest Alles mit Sorgfalt. Ohne daß Du mir die Gründe sagst, die Dich zu dem Besuche bewogen, den Du zu machen gedenkst, errathe ich, daß sie ernster Natur sind; ich werde daher Deinen Willen nicht zu durchkreuzen suchen. Handele nach Deinem Gefallen, ich werde thun, was Du wünschest."

„Ich danke Dir, Ruiz," sagte sie mit überwallendem Herzen; „ich erwartete diese Worte aus Deinem Munde; Du verstehst mich. Habe nochmals Dank. Du hast es errathen, diesem Besuche liegt eine sehr ernste Absicht zu Grunde."

„So will ich denn die Pferde satteln," sagte er lächelnd.

„Gehe, mein Bruder," erwiderte sie mit einem sanften Händedruck, „gehe, ich werde Dich hier erwarten."

„In fünf Minuten werde ich fertig sein."

Der junge Mann entfernte sich. Donna Marianna stützte sich auf das Treppengeländer und ließ die Blicke um sich schweifen, indem sie dabei in tiefes Nachdenken versank.

Don Ruiz kam mit den beiden Pferden, die er

am Zaume führte, in den Hof; Donna Marianna ging hinaus, Bruder und Schwester schwangen sich in den Sattel und verließen die Hacienda.

Es mochte etwa vier Uhr des Nachmittags sein; die größte Hitze des Tags war vorüber, die Vögel sangen freudig im Laube, die Sonne, die mit den niedrigsten Baumzweigen in gleicher Höhe stand, schoß nur noch Strahlen ohne Kraft, und der Abendwind, der sich zu erheben begann, erfrischte die Atmosphäre und verjagte die Stechfliegenschwärme, die mehrere Stunden lang die Luft verdunkelt hatten.

Die beiden jungen Leute sprengten Seite an Seite, in ihre Gedanken verloren, dahin, ohne andere als zerstreute Blicke auf die prachtvolle Landschaft zu werfen, die sich in dem Maße, als sie weiter in den Feldern vordrangen, rings um sie entrollten.

So erreichten sie die Waldhütte, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben.

Seiner Freundschaft für Donna Marianna getreu, hatte der Hund Buchaley ihre Ankunft den Bewohnern der Hütte verkündigt, die in aller Eile an die Thüre gelaufen kamen, um sie zu empfangen; selbst der alte Vater Sanchez war, trotz seiner Blindheit, seinem lieben Töchterchen entgegen gegangen.

Mit einem raschen Blick versicherte sich Donna Marianna der Anwesenheit ihres Milchbruders, welche sie mit einer lebhaften Befriedigung zu erfüllen schien.

„Mein Gott, Kleine, Sie kommen noch so spät zu uns?“ rief die alte Hüttenbewohnerin; „welch' ein guter Wind führt Sie denn hierher?“

„Der Wunsch, Dich zu sehen, Mütterchen,“ erwiderte lächelnd das junge Mädchen. „Es ist so lange her, daß ich Dich nicht umarmt habe, daß ich es gar nicht aushalten konnte.“

„Das war ein guter Gedanke, Liebchen,“ sagte Sanchez; „unglücklicherweise ist es schon spät und Sie werden nur wenig Minuten mit uns verplaudern bringen können.“

„Was wißt Ihr davon, alter Vater Sanchez?“ antwortete sie, von ihrem Pferde herabspringend und ihm den Zügel auf den Hals werfend; „wer sagt Euch denn, daß ich die Nacht nicht in der Hütte verbringen werde?“

„O, o, Sie werden uns diese Ehre nicht erzeigen wollen, Herzenskind,“ hob der Greis an.

„Darin täuscht Ihr Euch, Vater, und der Beweis ist, daß ich meinen Bruder bitte, mich hier zu lassen und allein in die Hacienda zurückzukehren.“

„Also jetzt habe ich meinen Abschied?“ sagte lachend Don Ruiz.

„Ja, Bruder! Uebrigens darfst Du Dich nicht darüber beklagen, denn ich habe es Dir vorausgesagt.“

„Das ist wahr, auch beklage ich mich nicht; nur

sage mir, bevor wir uns trennen, um welche Zeit ich Dich morgen wieder abholen soll."

„Mache Dir darüber keine Sorgen, Ruiz; mein Milchbruder Marianno wird mich heimbegleiten."

„Und diesmal werde ich es nicht machen, wie das vorige Mal, Schwesterchen; Gott soll mich strafen, wenn ich Sie nur einen Augenblick aus den Augen verliere," sagte der Tigerjäger, dann ergriff er den Zügel des Pferdes, um es in den Corral zu führen.

„Bist Du denn grausam genug, Marianna," sagte nun Don Ruiz, „mich zu zwingen, sogleich wieder umzuwenden?"

„Nein, ich gebe Dir eine Stunde zum Ausruhen und um Dich zu erfrischen, aber nach dieser Zeit mußt Du Dich entfernen."

„Es ist abgemacht, Schwesterchen."

Sie traten mit einander in die Hütte.

Mit jener gastfreundlichen Hast, welche die mexikanischen Landleute auszeichnet, hatte Mutter Sanchez bereits den Tisch gedeckt und ihn mit Pulque, einem Getränk, das aus dem Saft der Mangafrucht bereitet wird, mit Resinio von Cataluna, mit Orangeade und einem Abguß von Tamarindenblüthe besetzt.

Durch den langen Ritt durstig geworden, und auch um die guten Leute nicht zu kränken, die sie so freundlich aufgenommen hatten, thaten die jungen Leute den Getränken alle Ehre an, die ihnen in so reicher Fülle dargeboten wurden.

Indem Don Ruiz seine Schwester über den Einfall, die Nacht in der Hütte zubringen zu wollen, sanft neckte, war er doch im Innern überzeugt, daß nur ein wichtiger Grund sie zu diesem Entschlusse angetrieben haben könnte; er plauderte heiter, wie es seine Gewohnheit war, und war strahlend von schelmischem Witz, was in Mexiko weit leichter ist, als bei uns, weil man dort in Folge des natürlichen Begriffsvermögens der Leute, welchem Stande sie auch angehören mögen, stets überzeugt sein kann, verstanden zu werden.

Als der Tag zu sinken begann, nahm der junge Mann Abschied von den Hüttenbewohnern, bestieg sein Pferd und sprengte fort, um nach der Hacienda zurückzureiten.

In Mexiko, wie in allen tropischen Ländern, ist der Abend die angenehmste Zeit des Tages, auch leben alsdann die Leute mehr im Freien, als in ihren Häusern eingeschlossen; Abends setzt man sich vor die Hausthüren, man plaudert, man singt, man tanzt, und es wird zwei bis drei Uhr in der Nacht, ohne daß man an's Schlafengehen denkt.

Aber gänzlich im Widerspruche mit ihren Gewohnheiten, wenn sie ihre Amme besuchte, schien Donna Marianna an jenem Tage sehr ermüdet zu sein; zuweilen unterdrückte sie nur mit Mühe ein Gähnen, und ihre Lust sich zu Ruhe zu begeben, wurde bald so augenscheinlich, daß die Amme die Erste war, welche sie aufforderte, sich zurückzuziehen.

Das junge Mädchen ließ sich nicht lange bitten, und nachdem sie den Greis und ihre Amme umarmt hatte, ging sie in die Hütte und schloß sich in das für sie in Bereitschaft gesetzte Zimmer ein.

Sobald Donna Marianna sie verlassen hatte, empfand das alte Ehepaar ebenfalls das Bedürfniß sich zur Ruhe zu begeben, und fast alsobald legten sie sich zu Bette, um zu schlafen.

Nachdem Marianno, seiner Gewohnheit gemäß, rings um die ganze Besitzung gegangen war, hing er eine Hängematte unter die Hausthüre und legte sich hinein, es vorziehend, die Nacht gleichsam in freier Luft zuzubringen, statt sich in die durch die Hitze des Tags erwärmten Mauern einzuschließen.

Eine Stunde später lagen alle Bewohner der Waldhütte im tiefsten Schlafe.

Plötzlich fühlte der Tigerjäger, daß ihm eine Hand sanft auf die Schulter gelegt wurde; er schlug die Augen auf, und bei dem hellen Schein der funkelnden Sterne erkannte er Donna Marianna.

Der junge Mann, der sich völlig angekleidet auf die Hängematte geworfen hatte, richtete sich plötzlich auf und starrte seine Milchschwester mit erschrockener Miene an.

„Was geht vor, Nina? Was ist Ihnen?“ fragte er mit besorgter Stimme.

„Still, Marianno,“ erwiderte sie mit leiser Stimme, indem sie einen Finger auf ihren Mund legte; „es geht Nichts vor, Alles ist ruhig, wenigstens vermuthe

ich, daß Alles ruhig ist; aber ich habe mit Dir zu reden."

„Sie wollen mit mir reden, Tocaya?“ fragte er, indem er mit einem Satze auf den Boden sprang und die Hängematte zusammenrollte.

„Ja, aber es ist mir leid, daß ich Dich aufgeweckt habe, Du schliefst so gut, daß ich fast eine Viertelstunde vor Dir stehen blieb, um Dich zu betrachten, ohne daß ich es wagte, Deinen Schlummer zu stören; es schläft sich so gut!"

„Sie hatten Unrecht, Schwesterchen," erwiderte er lachend; „wir Waldläufer schlafen so schnell, daß eine Stunde für uns hinreichend ist, um auszuruhen, und wenn ich mich nicht irre, so habe ich mich schon vor länger als zwei Stunden niedergelegt. Also reden Sie, Nina, ich bin ganz Ohr, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich kein Wort von Dem verlieren werde, was Sie mir sagen."

Das junge Mädchen bedachte sich einen Augenblick.

„Nicht wahr, Du hast mich lieb, Marianno?" sagte sie endlich mit einem gewissen Schwanken in der Stimme.

„Wie eine leibliche Schwester, Herzchen," erwiderte er mit Wärme; „bin ich denn nicht auch in der That Ihr Milchbruder? Sind wir nicht auch Namensgeschwister? Also wozu die Frage?"

„Ja sieh', ich habe einen wichtigen Dienst von Dir zu verlangen."

„Von mir, Nina? Caraï! Seien Sie ohne Furcht, ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben, und was Sie auch fordern mögen ...."

„Gehe nicht zu weit im Verbindlichmachen, Tocayo," unterbrach sie ihn mit einem schelmischen Lächeln.

„Man geht nie zu weit, wenn man den festen Willen hat, zu halten, was man versprochen."

„Das ist wahr; allein es giebt Dinge, vor welchen man zurückweicht ...."

„Es kann welche geben, Nina, aber ich kenne keine solchen. Also sagen Sie mir nur aufrichtig Ihre Gedanken!"

„Nicht wahr, Marianno, Du bist mit dem Jäger bekannt, den man Starkhand nennt?"

„Ich bin sehr gut mit ihm bekannt, Schwesterchen; aber warum fragst Du mich Das?"

„Du sollst es erfahren."

„Das ist mir sehr lieb!"

„Ist er ein ehrlicher Mensch?"

Der Tigerjäger sah sie an.

„Was verstehen Sie unter diesem Worte?" fragte er.

„Nun," sagte sie einigermaßen verlegen, „ich verstehe darunter einen Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, kurz, einen Mann, auf dessen Wort man sich verlassen kann."

Marianno ward ernsthaft.

„Senorita," sagte er, „Starkhand hat mir bei einer Gelegenheit das Leben gerettet, wo ich nur noch Hoff=

nung auf Gott hatte; ich sah diesen Mann unglaubliche Züge von Muth und Keckheit ausführen, zu dem einzigen Zwecke, Leuten nützlich zu sein, die ihm oft nicht im Geringsten Dank dafür wußten; für mich ist er mehr als ein Freund, mehr als ein Bruder; was er mir auch befehlen mag, ich werde es thun, sollte ich auch das Leben dabei verlieren, das er mir erhalten hat und das ihm angehört. Dieses, Herzchen, ist meine Meinung von dem Jäger, den man Starkhand nennt."

Das junge Mädchen schien von dem Gehörten sehr befriedigt zu sein.

„Du liebst ihn also recht sehr?" flüsterte sie.

„Ich habe es Ihnen gesagt, ich liebe ihn mehr, als einen Bruder."

„Und Du siehst ihn oft?"

„Wenn ich seiner, oder wenn er meiner bedarf."

„Er wohnt also in der Umgegend?"

„Vor einiger Zeit hat er wenige Tage hier in der Hütte zugebracht."

„Hier?"

„Ja!"

„Und er wird nicht wiederkommen?"

„Wer weiß?"

„Was that er während seines Aufenthalts in der Hütte?"

„Ich weiß es nicht; ich glaube, daß er auf die Jagd ging, obgleich ich, so lange er in der Hütte wohnte, nie ein Stück Wild bei ihm sah."

„So!“ sagte sie träumerisch.

Es trat ein kurzes Schweigen ein; Marianno betrachtete sie, und war nicht wenig erstaunt, daß ihn das junge Mädchen aufgeweckt hatte, um von so unwesentlichen Dingen mit ihm zu sprechen.

„Wenn Du nun nothwendig mit Starkhand zu sprechen hättest, würdest Du ihn zu finden wissen?“

„Ich denke wohl.“

„Bist Du dessen nicht gewiß?“

„Doch, Nina, ich bin dessen gewiß, wir haben einen Ort, an dem wir uns treffen.“

„Aber er könnte gerade nicht da sein.“

„Das könnte wohl möglich sein.“

„Was würdest Du alsdann thun?“

„Ich würde ihn an einem anderen Orte suchen, wo ich sicher bin, ihn zu finden.“

„So! Und welches ist dieser Ort?“

„Das Dorf, in dem er wohnt.“

„Wie! Von welchem Dorfe redest Du? Mir ist kein Dorf in der Umgegend bekannt.“

„Verzeihung, Nina, es giebt ein Dorf.“

„Ohne Zweifel sehr weit von hier?“

„Kaum einige Stunden entfernt.“

„Und welches ist das Dorf?“

„Das Dorf der Papagos.“

„Wie, ein Dorf der Papagos?“

„Ja, ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß Starkhand, obgleich er ein Weißer ist, aus mir unbe-

kannten Ursachen, sich zu den Indianern zurückgezogen und sich durch einen der mächtigsten Stämme hat adoptiren lassen."

„Das ist sonderbar," murmelte das junge Mädchen.

„Nicht wahr?" antwortete der Tigerjäger, der weniger als je den Zweck dieses langen Gesprächs bei Sternenlicht begriff.

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf mit stutziger Miene, dann schien sie plötzlich einen Entschluß zu fassen.

„Marianno," sagte sie, „ich habe Dich gebeten, mir einen Dienst zu leisten."

„Ja, Schwesterchen, und ich habe geantwortet, daß ich bereit sei, es zu thun."

„Das ist wahr. Hast Du noch immer diese Absicht?"

„Warum sollte ich sie geändert haben?"

„Höre, was ich von Dir verlange."

„Reden Sie!"

„Ich muß Starkhand sprechen."

„Sehr wohl. Aber wann?"

„Sogleich."

„Wie!" rief er erstaunt.

„Schlägst Du mir es ab?"

„Das sage ich nicht, aber ...."

„Ist ein Aber dabei?"

„Es giebt immer ein Aber."

„Laß hören."

„Wir sind mitten in der Nacht . . . ."

„Was thut das?"

„Allerdings nicht viel."

„Nun, und weiter?"

„Der Weg ist weit."

„Unsere Pferde sind gut."

„Wir laufen Gefahr, den Jäger nicht an unserem gewöhnlichen Sammelplatze zu finden!"

„So reiten wir bis in sein Dorf."

Der Jäger sah sie aufmerksam an.

„Es ist also sehr nothwendig, daß Sie Starkhand sprechen?" fragte er.

„Aeußerst nothwendig."

„Hm! Die Sache ist ernsthafter, als Sie denken, Senorita."

„Wie so?"

„Hm! Man geht nicht so leicht in ein indianisches Dorf."

„Du gehst doch hinein, Du?"

„Das wohl, aber ich bin auch allein, und man kennt mich."

„Nun, ich gehe mit Dir hinein, das ist Alles!"

„Sie wissen, daß sich die Indianer empört haben?"

„Das geht Dich Nichts an, da Du zu ihren Freunden gehörst."

Marianno schüttelte den Kopf und schien wenig überführt zu sein.

„Sie verlangen eine sehr schwierige Sache von

mir, Namensschwester, wobei Sie viel auf das Spiel setzen," antwortete er.

„Ja, wenn die Sache mißlingt, aber sie wird gelingen."

„Es wäre besser, wenn Sie diesen Ausflug aufgäben."

„Gestehe lieber gleich," rief sie ungeduldig, „daß Du das Versprechen nicht halten willst, das Du mir gegeben hast."

„Sie sind ungerecht gegen mich; ich suche Sie nur aufzuhalten, eine Sache zu unternehmen, die Sie bereuen werden, wenn es zu spät sein wird."

„Das ist meine Sache, Marianno," sagte sie mit scharfer Betonung; „ich sage Dir, daß ich nicht in Folge einer Laune den Jäger zu sehen wünsche, sondern ich habe Gründe von der höchsten Wichtigkeit, die mich veranlassen, ihn sprechen zu wollen, und ich will es Dir nur sagen, daß er selbst mich aufgefordert hat, mich unter gewissen Umständen an ihn zu wenden, mir dabei bemerkend, daß ich gegen Dich nur den Wunsch äußern solle, ihn zu sehen, um sicher zu ihm zu gelangen. Bist Du nun zufriedengestellt, oder hegst Du noch immer Zweifel? Nimmst Du noch Anstand, mich zu ihm zu führen?"

Der junge Mann hatte Donna Marianna mit ernsthafter Aufmerksamkeit angehört; als sie schwieg erwiderte er:

„Da sich die Sache so verhält, Nina, so nehme ich keinen Anstand mehr, ich werde Ihnen gehorchen. Nur bitte ich Sie, mich nicht verantwortlich für die

Ereignisse zu machen, die möglicherweise stattfinden können."

„Was auch geschehen mag, mein guter Marianno, so glaube mir, daß ich Dir erkenntlich sein werde für den ungeheuren Dienst, den Du mir geleistet haben wirst."

„Sie wollen also gleich fortreiten?"

„Wie viel Weg haben wir zurückzulegen?"

„Etwa zehn bis zwölf Meilen."

„Das ist ja Nichts!"

„Allerdings nicht auf einem gebahnten Wege; aber Sie müssen wissen, daß wir die sichtbaren Fußpfade der wilden Thiere verfolgen müssen!"

„Die Nacht ist hell, wir werden genug sehen, um den Weg zu finden. Laß uns also aufbrechen!"

„Brechen wir auf, da Sie es haben wollen," antwortete der junge Mann.

Einige Minuten später verließen sie im Galopp die Waldhütte.

Es war ungefähr ein Uhr des Morgens und der Vollmond erleuchtete die Landschaft, als ob es heller Tag wäre.

VIII.

Der Ausflug.

Wir haben bereits gesagt, daß Donna Marianna de Moguer, obgleich noch sehr jung, eine glühende Seele und einen energischen Charakter besaß, den die unaufhörlichen Gefahren eines auf der Grenze zugebrachten Lebens, so zu sagen ohne ihr Wissen, gereift hatten. Im gemeinschaftlichen Leben wissen diese auserlesenen Organisationen Nichts von sich; nur allein die Ereignisse, welche die in ihnen liegenden starken Kräfte wecken, offenbaren ihnen, was sie in einem gewissen Augenblicke zu thun fähig sind, indem sie sie antreiben, den Anprall des Mißgeschicks muthig auszuhalten und entschlossen den Kampf mit dem Unglück zu beginnen.

Als der Marquez, durch die Erfordernisse seiner schrecklichen Lage gezwungen, sich in dem rothen Zimmer offen vor seinen Kindern ausgesprochen und ihnen gestanden hatte, in welches Labyrinth er gerathen sei, hatte ihn Donna Marianna anfänglich mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit angehört; dann hatte nach und nach eine Art Empörung in ihr stattgefunden, die Worte von Starkhand waren ihr wieder in das Gedächtniß gekommen; es schwebte ihr undeutlich vor, als würde sie vielleicht das ihren Vater bedrohende Unheil,

das jetzt noch über seinem Haupte hing, von ihm abwenden können.

Indem sie kürzlich überschaute, was ihr seit ihrer Abreise aus der Stadt Rosario zugestoßen war, die Hülfe, die ihr bei verschiedenen Gelegenheiten der Jäger mit einer Hingebung ohne Gleichen geleistet, das Gespräch, das sie vor wenig Tagen mit ihm gehabt, so wie das Versprechen, das sie ihm geleistet hatte, so war es ihr augenscheinlich, daß Starkhand, besser als sie, und vielleicht der Marquez selbst, von den Ränken seiner Feinde unterrichtet, die Mittel in Händen habe, die Familie de Moguer zu retten, und die Streiche abzuwenden, die man sich vorbereitete, im Schatten gegen sie zu führen.

Da, ohne Zögern, voll Hoffnung und dem Worte des Mannes vertrauend, der ihr stets nur erschienen war, um sich für sie aufzuopfern, hatte sie ihren Entschluß schnell gefaßt, mit jener Herzhaftigkeit auserlesener Geister, die nur das vorgesteckte Ziel vor sich sehen; und ohne irgend Jemandem den von ihr entworfenen Plan mitzutheilen, aus Furcht, daß man es versuchen würde, sie davon abwendig zu machen, hatte sie sich in die Hütte ihrer Amme begeben, um durch die Vermittelung ihres Milchbruders eine Zusammenkunft mit dem Jäger zu erlangen.

Unter den obwaltenden Umständen war dieses kein leichter und gefahrloser Schritt, besonders für ein junges Mädchen wie Donna Marianna.

Die Tochter des Marquez de Moguer sprengte in der Nacht auf der indianischen Grenze dahin, nur von einem Einzigen begleitet, der ihr allerdings sehr ergeben war, der aber trotz all' seines Muthes, unfähig gewesen wäre, sie gegen einen Angriff des die Grenze unsicher machenden Gesindels zu vertheidigen; gewiß lag in dieser Handlung mehr als Kühnheit, und wie groß auch die Herzhaftigkeit des jungen Mädchens und das Vertrauen war, das sie in die Rechtlichkeit der Unternehmung setzte, in die sie sich blind geworfen hatte, so konnte das doch nicht verhindern, daß sie innerlich schauderte und eine gewisse Furcht empfand bei dem Gedanken an die Vereinzelung, in der sie sich befand, und an die Leichtigkeit, mit welcher sie überfallen, entführt, oder gar von den empörten Indianern zusammengehauen werden könnte.

Doch zu stolz, um die geheimen Befürchtungen zu zeigen, die ihr Inneres aufregten, trug Donna Marianna scheinbar eine Ruhe und eine Freiheit des Geistes zur Schau, die sehr fern von ihrem Herzen waren; sie plauderte mit halblauter Stimme mit ihrem Milchbruder von gleichgültigen Dingen, schalt ihn aus wegen der Schwierigkeiten, die er ihr wegen der Gewährung ihrer Bitte gemacht hatte, und ergoß sich in scheinbarer oder wirklicher Begeisterung über die Annehmlichkeit eines Spazierritts durch die herrliche Landschaft in einer so prachtvollen Nacht.

Marianno dachte nicht, und folglich begriff er auch

ein Unternehmen nicht, das er nur als eine Laune des jungen Mädchen betrachtete. Von Kindheit an gewöhnt, sich dem Willen seiner Milchschwester zu unterwerfen und ihr wie ein Sclave zu gehorchen, hatte er auch diesmal gethan, was sie wünschte, ohne sich abzumühen, in seinem Kopfe nach den Gründen eines so ungewöhnlichen Ausflugs zu forschen; denn es machte ihn ja so glücklich, ihr in dieser, wie in allen andern Sachen gefällig sein zu können, und dann war es ihm ein wahres Vergnügen sie zu begleiten und mehre Stunden unter vier Augen mit ihr zu zubringen.

Man irre sich nicht hinsichtlich der Gefühle, die den Tigerjäger Donna Mariannen gegenüber bewegten. Er liebte sie als seine Milchschwester, liebte sie von ganzer Seele, ja, er würde sich freudig für sie haben tödten lassen; aber diese Empfindung, wie lebhaft sie auch war, hatte durchaus nichts Persönliches, noch Interessirtes; es war nur Freundschaft, aber eine zu der Höhe der vollständigsten Selbstverleugnung, der gänzlichsten Hingebung erhobenen Freundschaft — kurz, sie hatte den erhabensten Grad erreicht, den dieses Gefühl in einem menschlichen Herzen erreichen kann.

Die Verantwortlichkeit begreifend, die auf ihm lastete, war er auch während dieses nächtlichen Rittes ganz Auge und Ohr, er überwachte jeden Baum und jeden Busch, horchte auf jedes Geräusch der Wüste, und war bereit, im Fall eines Angriffs das Mädchen, das sich seiner Hut anvertraut hatte, tapfer zu vertheidigen.

Das von ihnen durchzogene Land war nicht gänzlich bewaldet, der Blick konnte mit Hülfe der durchsichtigen Klarheit der Nacht, sich mit ziemlicher Leichtigkeit in eine weite Entfernung ausdehnen, welcher Umstand jede Furcht vor einem Ueberfall beseitigte und den Reisenden eine gewisse Sicherheit gab; dennoch sahen sie zuweilen große Schatten sich am Rande des Wassers bewegen, die aber bei ihrer Annäherung schnell entflohen.

Das junge Mädchen blickte neugierig um sich, dann fragte sie den Tigerjäger, ob sie nun bald den Ort erreichen würden, an dem sich Starkhand befände.

Marianno zeigte ihr endlich einen kleinen Hügel an einer Biegung des Flusses; auf dessen Gipfel man durch das hohe Gras von Zeit zu Zeit den flüchtigen Schein eines dem Erlöschen nahen Feuers schimmern sah.

„Dorthin gehen wir,“ sagte er.

„Dazu brauchen wir nur noch wenig Minuten, und es ist unnöthig, die Pferde noch mehr anzutreiben.“

„Sie irren sich, Nina, denn nicht nur folgen wir einem Wege, der zahllose Krümmungen hat, die uns aufhalten, sondern in Folge einer leicht zu begreifenden optischen Täuschung scheint in der Nacht, in der alle Flächen der Landschaft in einander verschwimmen, dieser Hügel uns nahe zu sein, während er doch selbst im Vogelflug, das heißt in gerader Linie, fast noch zwei Meilen entfernt ist, so daß, wenn man die durch die

Biegungen verursachten Umwege dazu rechnet, die Entfernung etwa doppelt so weit ist.“

„Könnten wir nicht durch die Felder reiten und dadurch die Entfernung verkürzen?“

„Gott behüte uns davor, Nina, wir würden mitten in die Sümpfe gerathen, die uns in wenig Minuten verschlingen würden.“

„Ich verlasse mich also auf Dich, Marianno; übrigens jetzt, da dieser Feuerschein mir die Gewißheit gibt, den Jäger zu treffen, ist meine Besorgniß bedeutend vermindert, und ich werde mit Geduld warten.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, liebe Namensschwester, daß ich Ihnen keineswegs die Versicherung gegeben, daß wir den Jäger in diesem Lager finden würden.“

„Nun, was hast Du mir alsdann gesagt?“

„Ganz einfach, daß wir hoffen könnten, ihn da zu treffen, weil dieses der Ort ist, wo er gewöhnlich lagert, wenn er auf die Jagd geht.“

„Aber da wir von hier aus die Flamme seines Wachtfeuers erblicken — denn dieser Schein ist doch wohl eine Flamme, nicht wahr?“

„Gewiß; nur ist es die Frage, ob Starkhand dieses Feuer angezündet hat, oder ein anderer Jäger. Dieser Hügel ist einer der geeignetsten Orte für ein nächtliches Lager, wegen seiner Erhöhung, welche erlaubt, das Feld zu überblicken und dadurch einen Ueberfall zu vermeiden.“

„Also werden wir wahrscheinlich den Jäger nicht in diesem Lager finden?“

„Das sage ich auch nicht, Schwesterchen,“ antwortete Marianno lachend.

„Nun, was sagst Du denn?“ rief das junge Mädchen, mit der niedlichen Faust ungeduldig auf den Sattelknopf schlagend; „Du bist wirklich unerträglich.“

„Werden Sie nicht böse, Tocaya, ich kann mich irren. Wenn Starkhand nicht da ist, so finden wir vielleicht einen Jäger, der uns zu ihm weisen kann.“

„Warum nicht einen Indianer?“

„Weil keine Indianer auf diesem Lagerplatze sind.“

„Aber Namensbruder, jetzt muß ich Dich denn doch fragen, wie Du Dieses wissen kannst?“

„Das ist ganz leicht, Nina, und man braucht eben kein großer Hexenmeister zu sein, um ein so einfaches Ding zu errathen.“

„Du findest die Sache so einfach?“

„Gewiß, Nichts ist einfacher.“

„Dann bitte ich Dich, mir es zu erklären; es ist immer gut, wenn man Etwas lernt.“

„Sie glauben zu scherzen, Nina, und doch hat man in der Wüste immer Etwas zu lernen.“

„Gut, gut, Tocayo, ich weiß Das; aber ich warte auf Deine Erklärung.“

„So hören Sie. Dieses Feuer, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, ist kein von Indianern angezündetes Feuer.“

„Das hast Du mir nicht gerade gesagt; doch gleichviel, fahre fort.“

„Wenn die Indianer auf den Grenzen der Weißen lagern, so zünden sie nie Feuer an, aus Furcht ihre Anwesenheit zu verrathen, oder wenn sie gezwungen sind, Feuer anzuzünden, um ihre Speisen zu kochen, so suchen sie die Flamme so wenig sichtbar als möglich zu machen, indem sie ein tiefes Loch in die Erde graben und nur außerordentlich trocknes Holz verwenden, welches brennt, ohne zu knistern, zu fackeln und zu rauchen, und daß sie zur größeren Vorsicht auf bedeutende Entfernungen mitnehmen, für den Fall sie unterwegs keins finden sollten.“

„Aber Freund, dieses Feuer ist ja kaum sichtbar.“

„Das ist wahr, und doch ist es sichtbar genug, daß wir es von Weitem erblickt haben und es uns das Vorhandensein eines Lagerplatzes an diesem Orte offenbart hat, welches in den Umständen, in denen wir uns befinden, hinreichen würde, einen Ueberfall und folglich den Tod der Unvorsichtigen herbei zu führen, die das Feuer angezündet haben, wenn diese Leute Indianer anstatt Jäger wären.“

„Wohlgesprochen, Geselle, und wie ein Mann, der an das Wüstenleben gewöhnt ist,“ sagte plötzlich nur wenig Schritte von ihnen eine rauhe Stimme, obgleich in dem Tone der besten Laune.

Die Reisenden schraken zusammen, hielten ihre Pferde an, und warfen bestürzte Blicke auf das sie

umringende Gebüsch. Marianno verlor jedoch den Kopf nicht in diesem kritischen Augenblick, und mit einer Bewegung, die schnell war wie der Gedanke, hob er seine Flinte auf und legte sie auf einen Mann an, der regungslos neben einem Busche stand, am Rande des Fußpfades, beide Hände auf den Lauf einer langen Flinte gestützt, deren Kolben auf dem Boden stand.

„Holla, Gevatter, gebt Acht auf Das, was Ihr thut," sagte der Unbekannte, ohne bei der feindlichen Demonstration des Tigerjägers seine Stellung zu verändern.

„Tausend Donner, Ihr lauft ja Gefahr, eine alte Bekanntschaft zu tödten, wißt Ihr denn nicht?"

Marianno zögerte einen Augenblick, dann ohne das Gewehr abzusetzen, sagte er:

„Es ist mir in der That, als ob ich diese Stimme kennen sollte."

„Na, das wäre auch nicht übel, wenn Ihr sie nicht erkenntet."

„Wartet doch, seid Ihr nicht der Pfeifer?"

„Das läßt sich hören, jetzt zeigt Ihr doch Gedächtniß," sagte der Canadier, denn dieser Mensch war wirklich der Jäger, den der Leser bereits in dem Dorfe der Papagos gesehen hat.

Der Tigerjäger setzte sein Gewehr wieder in Ruhe, hing es unter die Schulter, wandte sich an Donna Marianna und sagte:

„Es ist ein Freund."

„Bist Du dieses Mannes sicher?" fragte sie schnell mit leiser Stimme.

„Wie meiner selbst."

„Wer ist er?"

„Ein canadischer Jäger oder Trapper, der alle Fehler, aber auch alle Vorzüge seiner Race hat."

„Gut, ich glaube Dir; seine Landsleute gelten im Allgemeinen für ehrlich. Frage ihn, was er hier am Saume des Wegs gethan hat."

Marianno gehorchte.

„Ei, meine Geschäfte habe ich verrichtet," erwiderte hohnlachend der Pfeifer; „und Ihr, wo geht denn Ihr, so schlecht begleitet, zu dieser nächtlichen Stunde hin, da doch die Rothhäute im Felde stehen?"

„Ich mache eine Reise, wie Ihr seht."

„Ja, aber jede Reise hat einen Zweck, wie ich vermuthe."

„Den hat sie in der That."

„Aber ich sehe nicht, zu welchem Punkte Euch die Eure führen kann, wenn Ihr fortfahrt, diese Richtung zu verfolgen."

„Und doch haben wir die Absicht, dies so lange zu thun, bis wir den von uns gesuchten Mann gefunden haben werden."

„Nun, ich will Euch nicht ausfragen, obgleich ich vielleicht das Recht hätte, es zu thun; doch scheint es mir, daß Ihr besser daran thun würdet, umzukehren, statt auf dem Weiterreiten zu beharren."

„Es hängt nicht von mir ab, das zu thun.“

„Warum nicht?“

„Weil nicht ich den Befehl über die Expedition habe und eine solche Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen kann.“

„Nun, wer ist denn der Befehlshaber? Ich sehe nur zwei Personen.“

„Ihr scheint zu vergessen, Senor,“ mischte sich jetzt Donna Marianna in die Unterhaltung, „daß, wenn von zwei Personen die Eine eine Dame ist....“

„Sie natürlich das Commando führt,“ unterbrach sie der Trapper mit einer höflichen Verbeugung; „geruhen Sie mich zu entschuldigen, Senora, ich bitte darum.“

„Sie sind entschuldigt, Senor; um so mehr, da ich hoffe, daß Sie einwilligen werden, uns eine wichtige Nachweisung über den Zweck der Reise zu geben, die wir vielleicht etwas leichtsinnig in diese wüste Gegend unternommen haben.“

„Ich bin allzuglücklich Ihnen zu dienen, Senora, wenn es anders in meiner Macht steht.“

„So erlauben Sie mir, einige Fragen an Sie zu richten.“

„Reden Sie, Senora.“

„Ich wünsche zu wissen, was das für ein Lager ist, dessen Wachtfeuer ich von hier erblicke?“

„Es ist ein Jägerlager, Senora.“

„Sind nur Jäger dort?“

„Ja, nur weiße Jäger oder Trapper."

„Ich danke Ihnen, Senor. Kennen Sie diese Männer?"

„Sehr gut, und zwar um so mehr, da ich selbst zu dieser Truppe gehöre."

Donna Marianna zögerte einen Augenblick.

„Verzeihung, Senor," hob sie sodann wieder an, „ich suche einen Jäger, mit dem ich aus wichtigen Gründen eine sofortige Zusammenkunft haben muß. Vielleicht befindet er sich unter Ihren Gefährten."

„Kennen sie ihn persönlich, Senora?"

„Ja, Senor, ich habe sogar gewisse Verbindlichkeiten gegen ihn; man nennt ihn Starkhand."

Der Trapper näherte sich hastig dem jungen Mädchen und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit.

„Starkhand suchen Sie!" erwiderte er, „und wollen eine sofortige Zusammenkunft mit ihm haben?"

„Ja, Senor, und zwar aus Gründen von der höchsten Wichtigkeit."

„Dann sind Sie Donna Marianna de Moguer."

„Sie wissen meinen Namen?" rief sie mit Erstaunen.

„Das darf Sie nicht wundern, Senora," antwortete er mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, „ich habe die Ehre, ein Freund Starkhand's zu sein. Ohne in Einzelheiten eingehen zu wollen, welche Ihre gerechte Empfindlichkeit verletzen könnten, muß ich Ihnen doch

sagen, daß mein Freund mich benachrichtigt hat, daß Sie ihn vielleicht im Jägerlager aufsuchen würden."

„Er wußte es also?" flüsterte sie mit bebender Stimme; „aber wie konnte er es wissen?"

So leise diese Worte auch gesprochen worden waren, so hatte sie der Pfeifer doch gehört.

„Er hoffte es ohne Zweifel, ohne daran zu glauben," sagte er.

„Mein Gott, was will das sagen?" hob sie wieder an.

„Das will ohne Zweifel sagen, Senora, daß in dem lebhaften Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, mein Freund, den Fall voraussehend, daß Sie während seiner Abwesenheit kommen könnten, mich benachrichtigt hat, um Ihnen schwierige Nachforschungen zu ersparen, und Sie zu bewegen, ein Wenig von dem Vertrauen, womit Sie ihn beehren, auf mich überzutragen."

„Ich danke Ihnen, Senor. Wäre es jetzt, da Sie mich kennen, zu viel von Ihrer Höflichkeit verlangt, wenn ich sie bäte, mich und meinen Begleiter bis in Ihr Lager zu führen?"

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, Senora, und seien Sie überzeugt, daß man Sie in dem Lager empfangen wird, wie Sie es verdienen, obgleich in diesem Augenblicke mein Freund sich nicht dort befindet."

„Wie, er ist abwesend?" rief sie und hielt ihr bereits in Bewegung gesetztes Pferd wieder an.

„Ja, Senora, aber das darf Sie in keinerlei Weise beunruhigen; er wird bald zurückkommen.“

„Mein Gott!“ flüsterte sie und faltete schmerzvoll die Hände zusammen.

„Senora,“ hob der Pfeifer sehr ernsthaft wieder an, „ich sehe ein, daß die Gründe, die Sie bewogen haben, diese Reise zu unternehmen, von der höchsten Wichtigkeit sein müssen; ich würde mir daher ein Gewissen daraus machen, Sie länger in Unruhe zu lassen; lassen Sie mich also Ihnen voraneilen in das Lager, das Sie einige Minuten nach mir erreichen werden, wo aber schon Alles bereit sein wird zu Ihrer Aufnahme.“

„Aber Starkhand, Senor?“

„Starkhand wird, von mir benachrichtigt, mit Tagesanbruch bei Ihnen sein.“

„Sie versprechen mir es, Senor?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„So gehen Sie denn, und möge Gott Sie für den guten Willen und die Höflichkeit belohnen, die Sie mir erweisen!“

Der Pfeifer verbeugte sich achtungsvoll vor dem jungen Mädchen, nahm die Flinte unter den Arm, ging in das Gebüsch und verschwand.

„Jetzt können wir ohne Furcht vorwärts reiten,“ sagte Marianno; „ich kenne den Pfeifer, er ist ein braver, ehrlicher Bursche, was er Ihnen versprochen hat, wird er halten.“

„Gott gebe, daß ich den Mann treffe, um dessenwillen ich so weit hergekommen bin."

„Sein Sie ruhig, Sie werden ihn treffen; übrigens waren ja, in der Voraussicht Ihres Besuchs, bereits alle Vorsichtsmaßregeln getroffen."

„Ja!" flüsterte sie gedankenvoll, „das ist es aber gerade, was mich besorgt macht. Doch, wie Gott will."

Und ihrem Pferde einen Schlag mit der Peitsche versetzend, ritt sie weiter, gefolgt von dem Tigerjäger, der nach seiner Gewohnheit, nach dem so heißen Verlangen, den Jäger zu sehen, den letzten Ausruf des jungen Mädchens nicht begreifen konnte.

IX.

Das Jägerlager.

Der Weg in das Jägerlager war nicht mehr weit, auch erreichten es die Reisenden kaum eine halbe Stunde später, als der Pfeifer.

Doch wie kurz auch diese Zeit gewesen war, so hatte sie der würdige Canadier doch benutzt, um dem jungen Mädchen, das ihm mit einem süßen Lächeln

dafür dankte, eine Art Hütte von belaubten Baumzweigen errichten zu lassen, unter der sie ein so comfortables Obdach fand, als es sich mit dem Wüstenleben vertrug.

Das Jägerlager hatte ein militairisches Ansehen, welches Donna Marianna sehr verwunderte.

Starke Verhaue von Holz umgaben es von allen Seiten; die völlig gesattelten, nur von den Gebissen befreiten Pferde, waren an Pflöcke gebunden; mehrere von Entfernung zu Entfernung brennende Wachtfeuer erleuchteten hinreichend die Ebene, um die Annäherung eines Feindes zu verhindern, mochte er ein Mensch oder ein wildes Thier sein, und fünf, mit der Flinte in der Hand, auf der Verschanzung kauernde Schildwachen folgten mit wachsamem Auge der mindesten Bewegung der hohen Gräser.

Etwa dreißig Männer mit harten, willenskräftigen Zügen, in die Tracht der Waldläufer gekleidet, die in einer Pelzkappe, einer Blouse von Baumwollenzeug, Lederhosen und Halbstiefeln bestand, schliefen ausgestreckt an den Feuern, die Flinte in der Hand, um bei dem ersten Lärmen gleich bereit zu sein.

Wahrscheinlich war der Befehl schon im Voraus von dem Pfeifer gegeben worden, denn die Schildwachen ließen, ohne sie anzuhalten, die beiden Reisenden in das Lager durch eine in dem Verhau angebrachte Oeffnung dringen, die sogleich wieder hinter ihnen verschlossen wurde.

Der Canadier erwartete sie vor der Laubhütte; er war Donna Mariannen beim Absteigen behülflich, die beiden Pferde wurden zu den andern geführt und ihnen eine reichliche Ration Hafer vorgeschüttet.

„Sein Sie willkommen unter uns, Senora,“ sagte er, sich tief verbeugend; „in dieser Laubhütte, deren Schwelle außer Ihnen Niemand übertreten wird, finden Sie ein Lager von Pelzwerk, auf dem Sie einige Stunden der Ruhe pflegen können, während Sie die Ankunft von Starkhand erwarten.“

„Ich danke Ihnen, Senor, für die zarte Aufmerksamkeit, die ich jedoch nur dann benutzen werde, nachdem Sie mir das bereits geleistete Versprechen wiederholt haben werden.“

„Senorita, es sind bereits zwei Jäger fortgeritten, um Starkhand zu suchen, aber ich muß Ihnen wiederholen, daß er nicht unter einigen Stunden hier sein kann; wenn Sie so gütig sein wollten, die für Sie bereit stehenden, einfachen Erfrischungen anzunehmen . .“

„Ich bedarf nur der Ruhe, Senor; doch bin ich Ihnen nicht minder dankbar für Ihr Anerbieten. Wenn Sie erlauben, werde ich mich jetzt zurückziehen.“

„Sie sind die Gebieterin, Senora.“

Das junge Mädchen grüßte ihn lächelnd, drückte ihrem Milchbruder die Hand und ging in die Laubhütte.

Sobald Donna Marianna die wollene Decke, welche die Thüre ersetzte, hinter sich hatte zufallen lassen, nahm der Tigerjäger mit großer Kaltblütigkeit den

seine Schultern bedeckenden Mantel ab und breitete ihn vor dem Eingange zu der Hütte aus.

„Was machst Du denn da, Kamerad?“ fragte ihn der Pfeifer; der erstaunt über sein Beginnen war.

„Ihr seht es, Gevatter, ich mache mein Bett.“

„Ihr gedenkt da zu schlafen?“

„Warum nicht?“

„Nun, wie Ihr wollt; nur werdet Ihr kalt haben, das ist Alles.“

„Pah! Eine Nacht geht bald herum, besonders wenn sie schon so weit vorgeschritten ist, wie diese.“

„Ich will doch hoffen, daß Ihr kein Mißtrauen in uns setzt?“

„Nein, Pfeifer, nein, das thue ich nicht; aber Donna Marianna ist meine Milchschwester und meine Namensschwester, daher muß ich über sie wachen.“

„Das ist in diesem Augenblick meine Sache, seid also unbesorgt.“

„Zwei Schildwachen sind besser als eine; zudem kennt Ihr mich, nicht wahr? Obgleich ich das größte Vertrauen in Euch setze, so werde ich doch die Bewachung meiner Tocaya nie einem Andern überlassen; das ist einmal meine Ansicht, mag ich nun Recht haben oder nicht, ich werde nicht davon abgehen.“

„Nach Euerm Gefallen,“ sagte lachend der Trapper.

Und er ließ ihn seine Vorbereitungen für die Nacht in aller Freiheit machen.

Obgleich Marianno die meisten der Jäger kannte, oder vielleicht, weil er sie kannte, wollte er das junge Mädchen nicht schutzlos mitten unter diesen zügellosen Männern lassen, die, an die vollständige Ausgelassenheit eines umherstreifenden Lebens gewöhnt, unter der Einwirkung starker Getränke die heiligen Vorschriften der Gastfreundschaft mißkennen und Donna Marianna beleidigen könnten.

Trotz seiner Erfahrung in dem Wüstenleben betrog sich aber der junge Mann in dieser Hinsicht vollständig.

Wir haben keineswegs die Absicht, diesen Männern das Wort zu reden, die, meistens mit lasterhaften Instincten begabt, sich den Anforderungen nicht fügen wollend, die ihnen die Civilisation auferlegt, in die Wüste ziehen, um nach ihrem Gefallen zu leben und die Freiheit in der Ausgelassenheit zu suchen; nur müssen wir zu ihrer Ehre darthun, daß das Nomadenleben nach Verlauf einiger Zeit ihren Charakter vollständig ändert, ihre Leidenschaften mäßigt, und sie so geschmeidig macht, daß, so zu sagen geläutert durch stete Gefahren und Entbehrungen, sie nach und nach dahingelangen, sich des Bösen, das in ihnen war, zu entledigen, und unter ihrer rauhen Rinde und ihrem barschen, oft groben Benehmen nur Grundsätze der Ehrenhaftigkeit und Hingebung zu bewahren, deren man sie in früherer Zeit mit Recht für unfähig gehalten haben würde.

Was wir hier sagen, ist die strenge Wahrheit im Bezug auf wenigstens zwei Drittel dieser kühnen Abenteurer, die in allen Richtungen die weitläufigen Savanen der neuen Welt durchkreuzen; die Uebrigen sind nicht zu bessernde Naturen, die nach einiger Zeit wahre Banditen werden und ihr Theil Verbrechen zu den furchtbaren Banden der Prairiepiraten liefern, die sich in den Hinterhalt legen, um dann wie abscheuliche Stoßvögel über die durchziehenden Caravanen herzufallen und die Reisenden zu plündern und zu massacriren.

Doch gut oder bös, haben die Prairiebewohner, mögen sie nun Weiße, Mestizen oder Rothhäute, Trapper, Piraten oder Indianer sein, eine Tugend, die ihnen allgemein ist und deren Pflichten sie mit bemerkenswerther Pünktlichkeit und Großmuth erfüllen — wir wollen nämlich von der Gastfreundschaft reden.

Ein von der Nacht überfallener, oder durch einen langen Weg ermüdeter Reisender, kann, wenn er die Feuer eines Lagers, oder die Hütten eines indianischen Dorfes erblickt, sich ohne Furcht zeigen und Gastfreundschaft verlangen. Von diesem Augenblicke an ist er heilig für die Männer, an die er sich gewendet; Bravos-Indianer, Jäger, ja sogar Räuber, die sich kein Gewissen daraus gemacht hätten, ihn an dem Rande eines Grabens zu ermorden, behandeln ihn wie einen Bruder, haben die zarteste Aufmerksamkeit für ihn, und machen nie eine verletzende Anspielung auf die Dauer seines Aufenthaltes bei ihnen; es steht ihm im Geg

theil frei, so lange dazu bleiben, als es ihm gefällt, und wenn er Abschied nimmt, lassen ihn seine Wirthe mit Trauer ziehen und sagen ihm ein herzliches Lebewohl. Es ist jedoch wahr, daß wenn sie ihm acht Tage später im Walde begegnen, sie ihn ohne Gewissensbisse tödten, um ihn seiner Haare und seiner Waffen zu berauben; doch ist dieses nur unter den Piraten und gewissen westlichen Stämmen zu befürchten; die Jäger dagegen, sobald ein Fremder Seite an Seite neben ihnen geschlafen und ihr Essen mit ihnen getheilt hat, betrachten ihn für immer als geheiligt.

Marianno irrte sich daher vollständig, als er fürchtete, daß Donna Marianna von diesen Männern beleidigt werden könnte, die allerdings rauh, aber auch treu und redlich waren, und die, sich sehr geschmeichelt fühlend durch das Vertrauen, welches das schöne unschuldige Mädchen in sie setzte, sie im Gegentheile noch vertheidigt haben würden.

Der Pfeifer hatte sich lachend entfernt und sich neben seinen Kameraden am Wachtfeuer ausgestreckt.

Wie wir es schon weiter oben gesagt haben, war die Nacht bereits weit vorgeschritten, als Donna Marianna und ihr Reisebegleiter in dem Jägerlager angekommen waren; nur kurze Stunden trennten sie noch von dem Aufgang der Sonne, diese Stunden verliefen ruhig, und das junge Mädchen, das erst entschlossen gewesen war, wach zu bleiben, war, von Ermüdung überwunden, eingeschlafen, und hatte einen ruhigen, die

Kräfte wieder herstellenden Schlaf genossen. Sobald der Tag graute, suchte Donna Marianna, so gut wie möglich, die durch den langen Ritt in ihrer Toilette herrschende Unordnung wieder herzustellen, und als dieses geschehen war, trat sie auf die Schwelle der Laubhütte.

Das Lager war noch in das tiefste Stillschweigen versenkt; außer den Schildwachen, die fortfuhren, aufmerksam Wache zu halten, lagen alle hie und da ausgestreckten Jäger noch im tiefsten Schlafe.

Der anbrechende Tag bemalte den Horizont mit breiten, röthlichen Streifen, die etwas scharfe Morgenluft streifte leise durch die Baumzweige, die unter ihrer Berührung erbebten; die die Wiesen schmückenden Blumen erhoben sich auf ihren Stengeln und öffneten ihre Kelche den ersten Strahlen der Sonne; die zahllosen Bäche, deren silbernes Gewässer durch das hohe Gras rollte, brachten, über weiße und graue Kieselsteine murmelnd dahin gleitend, ihren Tribut dem Rio Bravo del Norte, dessen launenhafte Windungen sich von Weitem an dem dichten Dunstgewölk errathen ließen, das beständig aus ihm aufstieg und über seinem Bette schwebte.

Die Vögel, die noch fröstelnd unter den Blättern saßen, begannen das schüchterne Präludium zu ihrem harmonischen Concerte.

Die fröhliche Erde, der helle Himmel, die heitere Luft, Alles verkündigte, daß der jetzt bereits fast völlig aufgegangene Tag, ruhig und schön sein würde.

Durch die genossene Ruhe erfrischt, fühlte sich das

junge Mädchen wie neu belebt, als sie die ersten Ausströmungen der Blumen und jenen bittern Duft einathmete, den man nur in der Wüste findet. Ohne sich völlig aus der Hütte herauszuwagen, vor welcher der Tigerjäger ausgestreckt lag, schweiften ihre Augen über die sie umgebende Landschaft, die, da sie einen sehr hohen Standpunkt auf dem Gipfel des Hügels einnahm, sich zu ihren Füßen bis auf eine sehr weite Entfernung entrollte. Die tiefe Stille der Natur bei ihrem Erwachen, die mächtigen Harmonien der Wüste erfüllten das Herz des jungen Mädchen mit einer sanften Melancholie; sie überließ sich träumerisch jenen Gedanken, welche in, von allen menschlichen Leidenschaften freien Seelen das große Schauspiel der Natur immer hervorruft.

Indessen war die Sonne höher am Horizont empor gestiegen, die letzten Schatten verschwanden in dem blendenden Glanze, der durch die warmen Strahlen des Tagesgestirns hervorgebracht wurde; plötzlich stieß das junge Mädchen einen Freudenruf aus, denn sie hatte jenseits des Flusses, die Furt beschreitend, einen Trupp Reiter erkannt, der seine Richtung nach dem Hügel zu nehmen schien.

Auf den Schrei, den seine Milchschwester ausgestoßen, war Marianno voll Schrecken erwacht, aufgesprungen, und stand jetzt kerzengrade vor ihr, sie mit dem Blicke befragend und bereit, sie mit seiner Flinte,

die er im Aufspringen ergriffen hatte, zu vertheidigen, wenn es nothwendig sein sollte.

„Guten Morgen, Namensbruder," sagte sie.

„Gott habe Sie in seiner Hut, Nina," antwortete er mit einem Rest von Besorgniß; „haben Sie gut geschlafen?"

„Ausgezeichnet, Marianno."

„Desto besser; aber warum haben Sie denn so laut geschrien?"

„Ja, es ist wahr, ich habe geschrien, Freund; mein Gott, ich weiß selber nicht warum! Doch ja, sieh', betrachte dort die Reiter, die mit verhängtem Zügel hierher sprengen."

„In der That, caraï! Wie sie galoppiren! Bevor eine halbe Stunde vergeht, werden sie hier sein."

„Glaubst Du, daß Starkhand unter ihnen ist?"

„Ich denke wohl, Nina."

„Und ich bin davon überzeugt," sagte der Pfeiffer, das junge Mädchen achtungsvoll grüßend.

„Sie sind davon überzeugt, Senor?" wiederholte sie.

„Ich habe ihn erkannt, Senorita. Finden Sie jetzt, daß ich mein Versprechen gehalten habe?"

„Treu und ehrlich haben Sie es gehalten, Senor, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen genügend meinen Dank ausdrücken soll, für die gastfreundliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden habe."

„Ich habe kein Recht auf irgend einen Dank v

Ihrer Seite, Senorita, da ich Nichts weiter als die Absichten meines Freundes erfüllt habe; wenn Sie also glauben, irgend Jemandem Dank zu schulden, so haben Sie diesen an ihn zu richten."

Indessen wurde es laut im Lager.

Die Jäger erwachten gähnend und sich reckend, und begannen ihre Morgenbeschäftigungen; Einige führten die Pferde zur Tränke, Andere zündeten die fast erloschenen Feuer wieder an; noch Andere beeilten sich das nöthige Holz herbeizuschaffen, während zwei oder drei der Aeltesten die Stelle der Köche vertraten und das Frühstück für die Genossenschaft zu bereiten begannen.

Das Lager hatte in einem Augenblicke ein ganz anderes Ansehen gewonnen; es herrschte jenes nervöse, bewegte Leben der Wüste darin, wobei ein Jeder seine Aufgabe mit der fieberhaften Hast eines Menschen verrichtet, der den Werth der Zeit kennt und sie nicht verlieren will.

Anfänglich überrascht durch das Geschrei, das Gelächter und die ungewöhnliche Regsamkeit, die um sie herrschte, gewöhnte sich das junge Mädchen jedoch bald daran und beobachtete mit Interesse die Beschäftigungen der Männer, die sie vor Augen hatte.

Ein laut gerufenes „Wer da?" ließ sie schnell
Kopf erheben.

…ut Freund!" antwortete von außen eine Stimme,
…d erkannte.

Plötzlich kam ein Trupp Reiter in das Lager gesprengt, an deren Spitze Starkhand ritt.

Der junge Mann stieg ab, und nachdem er einige Worte mit dem Pfeifer gewechselt hatte, schritt er sogleich auf das junge Mädchen zu, das regungslos unter dem Eingange der Hütte stehend, ihn mit Erstaunen auf sich zu kommen sah.

Starkhand war nicht allein, sondern er wurde von mehrern Personen begleitet. Unter der Zahl dieser Personen befanden sich das Feuerauge und Donna Esperanza; die Andern waren indianische Diener, denen man das höchste Vertrauen schenken konnte.

Als Starkhand vor dem jungen Mädchen stand, grüßte er sie ehrfurchtsvoll, und sich an die beiden Personen wendend, die ihm folgten, sagte er:

„Erlauben Sie mir, Senorita, Ihnen meine Mutter, Donna Esperanza, und meinen Vater vorzustellen; Beide lieben Sie, ohne Sie zu kennen, und Beide haben darauf bestanden, mich zu begleiten."

Freudig erröthend über die zarte Aufmerksamkeit des Jägers, der auf diese Art ihre Zusammenkunft unter den Schutz seines Vaters und seiner Mutter stellte, antwortete das junge Mädchen mit Rührung:

„Diese gute Eingebung Ihres Herzens macht mich wahrhaft glücklich, Senor, sie vermehrt wo möglich noch das Vertrauen, das ich bereits in Sie gesetzt habe, so wie die Dankbarkeit, die ich gegen Sie für die mir geleisteten großen Dienste empfinde."

Donna Esperanza und der Sachem umarmten das junge Mädchen, das beschämt und zugleich sich freuend über die Freundschaft dieser Personen, deren Aeußeres so imponirend und so achtunggebietend war, nicht wußte, wie sie ihre Liebkosungen und das ihr bezeigte Wohlwollen erwidern sollte.

Indessen hatten die Jäger mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit ein Zelt von Zwillch aufgeschlagen, in dem die vier Personen sich augenblicklich unter Obdach, und geschützt vor den neugierigen Blicken der sie umgebenden Personen befanden.

In Folge des den Frauen angebornen Gefühls, das sie beim ersten Anblick einander lieben oder verabscheuen läßt, fühlten sich Donna Esperanza und das junge Mädchen durch eine natürliche Regung von Sympathie zu einander hingezogen; die Männer ihren Beschäftigungen überlassend, hatten sie sich in einen Winkel geflüchtet und unter sich ein lebhaftes und freundschaftliches Gespräch begonnen.

Durch das verführerische Benehmen der Donna Esperanza eingenommen, und zu ihr hingerissen durch eine Anziehungskraft, von der sie sich selbst keine Rechenschaft gab, weil sie sich allzuglücklich in ihrer Nähe fühlte, ließ sich Donna Marianna gänzlich gehen und sprach aus offenem Herzen mit ihr; aber sie war nicht wenig erstaunt, als sie sah, daß diese Dame, von der sie voraussetzte, daß sie sie nicht kenne, im Gegentheil sehr wohl bekannt war mit Allem, was ihre Familie

betraf, und die Angelegenheiten ihres Vaters besser kannte, als sie selbst. Ihr Erstaunen stieg noch, als Donna Esperanza ihr in allen Einzelnheiten die Gründe auseinandersetzte, die sie bewogen hatten, in das Jägerlager zu kommen, und mit kurzen Worten darthat, daß ihr die mißliche Lage des Marquez de Moguer gar wohl bekannt war.

„Ich könnte noch andere, für Sie weit überraschendere Dinge hinzufügen, theures Kind," fuhr Donna Esperanza lächelnd fort; „aber ich will Sie in diesem Augenblicke nicht noch mehr ermüden; es genüge Ihnen zu wissen, daß wir den lebhaftesten Antheil an ihrer Familie nehmen, und daß es nicht unsere Schuld sein wird, wenn Ihr Vater nicht bald von seinen Sorgen befreit ist."

„O, wie gütig sind Sie, Senora!" rief mit überströmendem Herzen das junge Mädchen; „wie konnte ich eine so lebhafte Theilnahme von Ihrer Seite verdienen?"

„Machen Sie sich keine Gedanken darüber, liebes Kind; der Schritt, den Sie gethan haben, um Ihrem Vater zu Hilfe zu kommen, das Vertrauen, das Sie in die Rechtlichkeit meines Sohnes gesetzt haben, sind für uns Beweise von der Erhabenheit Ihrer Empfindungen und von der Reinheit Ihres Herzens. Obgleich wir fast Indianer sind," setzte sie lächelnd hinzu, „so haben wir doch noch genug weißes Blut in den

Adern, um uns zu erinnern, was wir Jenen, die zu diesem Stamme gehören, schuldig sind."

Das Gespräch wurde in dem Tone aufrichtiger Freundschaft von den beiden Damen fortgesetzt, bis Starkhand sie mit der Meldung unterbrach, daß das Frühstück bereit sei und man nur sie erwarte, um es einzunehmen.

Marianno und der Canadier waren gebeten worden, der Mahlzeit beizuwohnen, aber sie schlugen die Einladung unter dem Vorwande aus, daß sie unmöglich mit so hoch über ihnen stehenden Personen essen könnten; doch geschah es in Wirklichkeit nur, weil die würdigen Waldläufer es vorzogen, ganz zwanglos unter sich zu frühstücken; Starkhand drang nicht weiter in sie, sondern ließ ihnen ihren Willen.

Donna Marianna hatte sich leicht auf die Lippen gebissen, um ein Lächeln zu verbergen, als der Jäger ihr angekündigt hatte, daß man sich zu Tische setzen würde.

In Folge ihres Lebens auf der indianischen Grenze, so wie ihrer kürzlich zurückgelegten Reise, wußte das junge Mädchen gar wohl, daß die Mahlzeiten stets sehr einfach waren und auf dem Rasen eingenommen wurden; wie staunte sie daher nicht, als sie, auf die Einladung Starkhand's in eine andere Abtheilung des Zeltes tretend, einen Tisch erblickte, der mit einem Luxus gedeckt und bestellt war, den man selbst in Mexiko mit Recht bewundert haben würde. Nichts fehlte, weder

gediegenes Silber, noch kostbare Krystalle; die Gerichte waren in der That einfach und bestanden nur aus Wildpret und Obst, aber Alles hatte ein Gepräge von wahrhafter Größe, die man gleich beim ersten Blick zu würdigen gezwungen war.

Der Contrast, den dieser so elegant gedeckte und passend bestellte Tisch darbot, war um so größer, da man hinter den Zeltwänden, in einer Entfernung von kaum zwei Schritten, das Wüstenleben in seiner vollen naiven Einfachheit wiederfand.

Das junge Mädchen setzte sich zwischen Feuerauge und Donna Esperanza; Starkhand nahm ihr gegenüber Platz.

Zwei Diener schickten sich an, bei Tafel aufzuwarten.

Trotz der angenehmen Ueberraschung, die ihr der unvermuthete Comfort dieser für sie allein zubereiteten Mahlzeit darbot, ließ das junge Mädchen jedoch Nichts von ihrem Erstaunen merken; sie aß heiter und mit gutem Appetit, und dankte auf diese Weise ihren Wirthen für die zarte Aufmerksamkeit, womit sie sie überhäuften.

Als nun verschiedenes Eingemachte und allerlei Süßigkeiten auf die Tafel gestellt worden, verbeugte sich Starkhand vor dem jungen Mädchen.

„Senorita," sagte er lächelnd, „bevor wir ein ernstes Gespräch beginnen, das Ihnen in diesem Augenblick vielleicht unzeitig scheinen könnte, frage ich Sie, ob Sie meiner Mutter erlauben wollen, uns eine der

reizenden indianischen Legenden zu erzählen, womit sie gewöhnlich das Ende unserer Mahlzeiten erheitert."

Donna Marianna war anfänglich erstaunt über diesen Vorschlag, der nach einer belebten Unterhaltung so plötzlich ohne anscheinende Ursache gemacht wurde; doch in dem Glauben, daß hinter den Worten des Jägers eine ernste Absicht verborgen läge, und die Legende unter ihrem nichtigen Anschein vielleicht nützliche Lehren für sie in ihrem Gefolge haben könnte, und da sie Nichts vernachlässigen wollte, um die Personen, deren Beistand sie beanspruchte, ja nicht von sich abwendig zu machen, so erwiderte sie mit ihrem süßesten Lächeln:

„Ich werde mit um so größerem Vergnügen die Erzählung anhören, welche die Senora so gütig sein will, uns vorzutragen, als meine Amme, eine geborne Indianerin, die Gewohnheit hatte, mich mit solchen Legenden in den Schlaf zu wiegen, die in meiner Seele eine tiefe und sehr angenehme Erinnerung zurückgelassen haben."

Ende des dritten Theiles.

Druck von C. H. Voigt in Penig.

Inhalt.

Aimard, Gustave,

Starkhand Von Gustav Aimard. Aus dem Französischen übertragen von K. Th. Zianitzka

Bd.: 3

Leipzig 1863